
A
0 000 881 390 9
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit.

Von

Julius Schwabe.





Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.







Erstes Kapitel.

Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts lebte im Dorfe Legefeld bei Weimar der Pfarrer Schwabe, ein treuer Seelsorger, der seinen Bauern das Wort Gottes in einfacher und eindringlicher Weise zu Gemüt zu führen verstand und ebenso im Kreise seiner Familie zur Geltung brachte. Eine wackere Hausfrau stand ihm zur Seite, und der sprichwörtliche Kindersegen des deutschen Pfarrhauses ward auch ihm zu teil. Infolge der kärglichen Einnahme, welche die Stelle gewährte, wurde im Legefelder Pfarrhause ein sehr frugales Leben geführt. Die Butterbrote der Pfarrkinder waren weit dünner geschmiert als die der Bauernkinder; oft auch mußte das Salz die gänzlich fehlende Butter ersetzen. Unter so beengten Verhältnissen erregte ein Brief mit großem Amtssiegel nicht wenig Freude im Pfarrhause, denn er brachte die Vokation zur Pfarrstelle in Niederroßla. Es war dies eine der wenigen „fetten" Stellen im Lande. So wurde nach so manchem dürren Jahre für die Schwabesche Familie eine bessere Zeit herbeigeführt. Sie gedieh denn auch in sichtbarer Weise, das bezeugten nicht nur die vollen roten Backen und lachenden Gesichter der bereits vorhandenen, sondern auch der neu in den Familienkreis eintretenden kleinen

Schwaben. Sieben Söhne und zwei Töchter belebten das geräumige Pfarrhaus. Vier der Söhne bereitete der Vater selbst für das Gymnasium vor, von wo sie dann die Universität Jena bezogen. Die drei anderen fanden ihre Lebensstellungen als Ökonom, Lehrer und Rentbeamter. Von den sieben Pfarrerssöhnen aus Niederroßla ging eine zahlreiche Nachkommenschaft aus, welche das Land Weimar mit Staatsbeamten, Pfarrern und Förstern, die alle den Namen Schwabe trugen, reichlich versorgte.

Einer jener Pfarrersöhne war mein Großvater, ein sehr tüchtiger Jurist, der als Geheimer Regierungsrat 1813 in Weimar starb. Dessen zwei Söhne, geboren 1778 und 1780, sind es, denen ich einen Teil der hier folgenden Erinnerungen verdanke. Mein Vater, der ältere der beiden Brüder, war wenig über ein Jahr alt, als ihm die Mutter bei der Geburt seines Bruders durch den Tod genommen wurde. Der Großvater rief die Mutter seiner verstorbenen Frau, die Rätin Buddeus aus Buttstädt, zu sich, die in größter Treue dem Hauswesen und der Erziehung der beiden mutterlosen Knaben sich widmete. Sie war bereits hoch in Jahren, als sie zum Großvater kam, aber noch kräftig, frisch und lebensfroh und blieb es noch viele Jahre. Sie brachte ihr Leben auf mehr als neunzig Jahre, und als ihr einst jemand ein Kompliment darüber machte, daß sie als Zweiundneunzigjährige noch immer so rüstig sei, entgegnete sie: „Ach, gehen Sie! Die Neunziger wollen mir nicht gefallen. Ja, da lobe ich mir die Siebziger! Das waren einmal Jahre!"

Mein Vater und sein Bruder besuchten das Gymnasium zu Weimar von dessen unterster Klasse, in der die Abcschützen saßen, bis zur Prima, aus welcher mein Vater 1797 zur Universität Jena überging, um Jura zu studieren. Die auf mich übergegangenen Erinnerungen aus seiner Schulzeit waren jedenfalls angenehmerer Art, als die, welche mir vier=

zig Jahre später auf demselben Gymnasium blühten, wie sich aus dem weiteren Verlaufe dieser harmlosen Geschichten ergeben wird.

Im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts war die leidige „Überbürdung" der Jugend, welche ein Produkt der neueren Zeit ist, noch etwas Unbekanntes. Es scheint in der damaligen weimarischen sogenannten hohen Schule ganz gemütlich zugegangen zu sein, doch sind in ihr recht tüchtige Schüler gezogen worden. Direktor des Gymnasiums war der bekannte Archäolog und Philolog Karl August Böttiger, der durch Herders Vermittlung im Jahre 1791 nach Weimar berufen worden war. Böttiger war Polyhistor, und seine wissenschaftliche Thätigkeit verbreitete sich nach sehr verschiedenen Richtungen. Seine Zeitgenossen warfen ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, vor, daß es seinen zahlreichen Schriften an Gründlichkeit fehle. Bemerkt sei hier nebenbei, daß Böttiger in seinem zweibändigen Werke „Sabina, oder Morgenscenen einer reichen Römerin" zuerst den Pfad eröffnet hat, den heutzutage mehrere unserer namhaftesten Romandichter wandeln, indem sie im Gewande des modernen Romans uns Lebensbilder aus der antiken Welt vorführen — vielleicht könnte man ebenso richtig sagen: sie geben uns moderne Lebensbilder unter antiker Firma. Mag nun der gegen Böttiger erhobene Vorwurf mangelnder Vertiefung begründet sein oder nicht, jedenfalls war er ein sehr tüchtiger Schuldirektor und ein noch besserer Lehrer, der, fern von aller Pedanterie, es verstand, seinen Schülern lebhaftes Interesse für das, was sie lernen sollten, einzuflößen. Sein Vortrag war geschmackvoll und fließend, selbst die Grammatik wußte er seinen Schülern schmackhaft zu machen. Mit geistvollen Bemerkungen würzte er die Lektüre der alten Griechen und leitete die Schüler zu ihrem Verständnis an. In dem berühmten „Balladenjahre" (1797—1798) sandte ihm Schiller

von Jena aus, sobald er eine Ballade vollendet hatte, welche antiken Stoff behandelte, diese zu, damit sie Böttiger auf etwaige archäologische Verstöße prüfe. Solche Verstöße fanden sich übrigens nie vor, denn Schiller arbeitete mit großer Gewissenhaftigkeit und ließ seinen Dichtungen, wo es irgend nötig schien, gründliche Studien vorangehen. So weiß man, daß er sich expreß nach Apolda begab und in der dortigen Glockengießerei Kenntnis von den Vorgängen bei diesem Geschäft nahm, ehe er an die Dichtung der Glocke ging, und ebenso besuchte er einen Eisenhammer bei Ilmenau, als er sich mit dem Entwurf zum Gang nach dem Eisenhammer beschäftigte. Nun war es stets ein Festtag für die Primaner, wenn eine neue Ballade von Schiller bei Böttiger angelangt war, denn dieser verfehlte nicht, das Manuskript mit zur Schule zu bringen. Dann mußte die alte der neuen klassischen Dichtung weichen, die Bücher blieben unaufgeschlagen, und Böttiger las mit wohllautender Stimme die stolz dahinwogenden Verse Schillers vor. Er hatte dabei, wie man denken kann, ein dankbares, begeistertes Auditorium; die Primaner waren stolz darauf, zu den ersten zu gehören, denen vergönnt war, die unsterblichen Verse des großen Dichters zu hören. Dieses Vorlesen fand mit Schillers Wissen statt, und er freute sich und legte Wert darauf, wenn Böttiger ihm mitteilte, wie gewaltig sein junges Auditorium erregt worden war.

Nächst Böttiger ist der Konrektor und nachmalige Schulrat Schwabe, ein Oheim meines Vaters, unter den damaligen Lehrern zu nennen. Derselbe war ein tüchtiger Lateiner, ein vortrefflicher Lehrer und dabei voll originellen Humors. Ich habe selten einen seiner ehemaligen Schüler von ihm sprechen hören, ohne daß die ergötzlichsten Charakterzüge von ihm zu Tage getreten wären. Dabei hingen alle seine Schüler mit Liebe an ihm und bewahrten ihm ein pietätvolles An-

denken, denn trotz aller Erheiterungen, die er seinen Schülern bereitete, war er doch weit entfernt davon, eine komische Figur zu sein. Von gedrungener Gestalt, mit stark ausgeprägten Gesichtszügen, besonders was die Nase betraf, mit dunkeln, scharf blickenden Augen, war er eine charaktervolle Erscheinung Seine Stimme war laut und etwas nasal, und seine Ausdrucksweise bisweilen so drastisch, daß viele seiner originellsten Dikta sich der Wiedergabe entziehen. Vielfach wieder erzählt und von der, wie es meist der Fall ist, irregehenden Tradition bald dem, bald jenem Schulmann zugeschrieben, ist folgende Anekdote. Die vorderste Bank im Schulzimmer stand dicht am Katheder, so daß dessen vordere Wand vom Pult berührt wurde und die beiden gerade unter dem Katheder sitzenden Schüler von dem Lehrer nicht gesehen werden konnten, während dieser auf dem Katheder nicht stand, sondern saß. Dieser Umstand wurde zu allerlei Allotriis benutzt. Eines Tages ging das soweit, daß die beiden im Schutz des Katheders Sitzenden das beliebte Kartenspiel Sechsundsechzig zu spielen wagten. Sie ahnten nicht, daß der Konrektor gegen seine Gewohnheit vom Stuhle aufgestanden war und von oben herab ihrem Spiele zusah, während er ruhig im Übersetzen der Aeneide fortfahren ließ. Plötzlich sauste eine kräftige Ohrfeige auf das Haupt des einen Spielers herab, begleitet von den Worten: „Esel, decke Er doch, Er hat ja sechsundsechzig."

Dieses „Er" war zu jener Zeit in den oberen Klassen das Pronomen der Anrede, dessen sich die Lehrer gegen die Schüler bedienten. Mit den Adeligen aber wurde eine respektvolle Ausnahme gemacht. Diese wurden „Man" und „Wir" tituliert, oft sogar mit „Herr". Man bedenke, es war vor hundert Jahren, wo die Prärogativen des Adels noch in voller Blüte standen. Unter den Primanern befand sich der 50 oder 55 Jahre später in Weimar gestorbene

General von Linker, ein frisches, lebenslustiges Blut, dem das Studium der alten Klassiker nicht ans Herz gewachsen war. Eines Nachmittags rief diesen der Konrektor mit den Worten auf: „Herr von Linker, man exponiere (d. i. übersetze) weiter!" Aber Linker war nicht präpariert. Schnell entschlossen nahm er seinen Cicero unters Pult, riß das betreffende Blatt heraus, stand auf und blickte scheinbar verwundert in sein Buch: „Herr Konrektor, sagte er, die Stelle, die ich übersetzen soll, steht gar nicht in meinem Cicero!" „Man gebe mir einmal das Buch," befahl der Konrektor. Dies geschah, er warf einen Blick hinein und gab das Buch mit einem mißbilligenden Blick und den Worten zurück: „Man bitte den Herrn Vater, daß er ein anderes vollständiges Exemplar anschaffe." Nach einiger Zeit hieß es abermals: „Herr von Linker, man exponiere weiter!" Dasselbe Manöver erfolgte, der Konrektor besah abermals das defekte Exemplar, und es zurückgebend, sagte er: „Herr von Linker, aus uns wird nichts, wir studieren cavalièrement!" Nun begab es sich viele Jahre später, als der zum Schulrat avancierte Konrektor schon längst pensioniert und ein hochbetagter Greis war, daß derselbe von den Mitgliedern der Erholungsgesellschaft gebeten worden war, nach langen Jahren doch wieder einmal in ihrer Mitte zu erscheinen. Der Schulrat hatte zugesagt. Er ließ sich eines Abends in einer Portechaise nach der „Erholung" tragen und betrat zur großen Freude der zahlreich anwesenden Herren, die fast sämtlich seine ehemaligen Schüler waren, die Gesellschaftsräume. Ein Sessel wurde schnell für ihn herbei getragen, und da saß nun der Alte, heiter und gesprächig, wie ein Patriarch im Kreise seiner Kinder. Auch der General von Linker war unter den ihn Begrüßenden. „Wissen Sie es wohl noch, Herr Schulrat, sprach er, ihm die Hand reichend, was Sie vor 35 Jahren zu mir gesagt haben? Herr von

Linker, aus uns wird nichts, wir studieren cavalièrement! Nun sehen Sie, ich habe es doch noch zum General gebracht!" „Na, Herr von Linker," erwiderte der Schulrat lächelnd, „wir haben aber auch ganz besonders Glück gehabt!"

Mit großer, heuzutage frappanter Naivetät erfreute der alte Konrektor nicht selten seine Schüler durch die Erzählung kleiner Züge aus seinem eigenen Leben. So begann er eines Tages in der Prima seinen Vortrag, statt sofort den Cicero in Angriff zu nehmen, folgendermaßen: „Gestern habe ich in der Belvedèreallee ein paar von euch gesehen, die saßen mal stolz zu Pferd! Den rechten Arm in die Hüfte gestemmt, daß sie aussahen wie die Henkeltöpfe! Und als ihnen drei Frauenzimmer begegneten, gaben sie ihren Gäulen die Sporen, und beinahe wären sie alle beide herunter gepurzelt. Na, wenn sie sich heute nur gut präpariert haben, da mag's ja gehen! Hab's ja selber mal so gemacht, als ich noch jung war. Freilich war ich kein Schulfuchs mehr, sondern wohlbestallter Kandidat. Da war nun in Daasdorf die Tochter vom Kammergutspachter, die gefiel mir ganz ausnehmend, und ich machte dort manchmal meinen Besuch, bald zu Fuß, bald hoch zu Roß. Einmal kam ich auch so angeritten, das Thor zum Gutshof stand weit offen, und vor der Hausthür stand mein Minchen. Ei, dachte ich, da kannst du dich einmal zeigen! Ich spornte meinen Gaul an und sprengte im Galopp in den Hof hinein. Aber die alte Bestie war malitiös, machte einen Seitensprung, und planz! da lag ich auf der Düngerstätte, weicher und nasser, als gut war. Minchen lachte mich aus, sie hat mich aber nachher doch genommen. Wenn ihr's nicht glaubt, so geht 'nüber an meine Wohnung, da seht ihr sie am Fenster sitzen!" Nach diesem Intermezzo ging es dann munter weiter im Cicero.

Nicht ohne einige ästhetische Beklemmung lasse ich schließlich noch einen Charakterzug vom alten Schulrat fol-

gen, der mit einem seiner fortiter dicta abschließt, freilich so fortiter, daß es geboten erscheint, das Wort nur halb wiederzugeben und dem Scharfsinn des Lesers die Ergänzung zu überlassen.

Die Kirche wurde von den Lehrern und Schülern des Gymnasiums jeden Sonntag besucht. Die Lehrer hatten ihren Platz auf der Empore, vorn an deren Brüstung, dicht neben der Orgel. Hinter ihnen saßen die Schüler auf mehreren Reihen von Bänken. Eines Sonntags erzählte der Konrektor seinem Nachbar und Kollegen von den Leiden, welche ihm die Buchhändler bereitet hätten, während der Gesang der Gemeinde und der Orgelklang das Gotteshaus erfüllte. Der Konrektor hatte kurz vorher eine von ihm redigierte und kommentierte neue Ausgabe der Fabeln des Phädrus erscheinen lassen. Die Kritik hatte diese Ausgabe mit sehr beifälliger Anerkennung aufgenommen, und der Konrektor that sich auf seinen Phädrus nicht wenig zugute. Desto unzufriedener war er mit den Buchhändlern, mit deren mehreren er über die Herausgabe seines Buches lange Verhandlungen gehabt hatte, die sich besonders um das Honorar drehten. In diesem Punkte hatte er die Buchhändler außerordentlich zach gefunden. Die Erzählung hiervon sprach oder rief er mit sehr lauter Stimme seinem Nachbar zu, um sich bei dem gewaltigen Brausen der neben ihnen befindlichen Orgel verständlich zu machen. Aber wehe! Als er gerade den letzten Kraftdrücker gegen die bösen Buchhändler abschloß, verstummte urplötzlich die Orgel, und in die lautlose Stille der Kirche hinein erschollen die Worte: „Bindfadensch . . . . r sind's!“ —

Die Ohrfeige besaß in den oberen Klassen noch das Bürgerrecht, kam jedoch nur selten zur Anwendung. In den unteren Klassen dagegen herrschte das spanische Rohr. Gegen die Attaquen desselben hatte die List der Knaben ein be-

sonderes Schutzmittel erfunden. Hatte einer zu gewärtigen, daß er mit jenem unangenehmen Instrument in besonders nachdrückliche Berührung kommen würde, so polsterte er sich den Raum zwischen den Hosen und dem bedrohten Körperteil mit Schreibheften aus. Diese Praktik hatte ihren eigenen Kunstnamen, man nannte sie kurzweg „stopfen". Der damalige Quartaner, welcher später mein Vater war, hatte einst einen strafwürdigen Streich ausgeübt. Sein Vater, der nicht gern eigenhändig Exekutionen vollzog, gab, was damals nichts Ungewöhnliches war, dem Söhnchen einen Brief an den Quartus — dies war der Titel des Klassenlehrers der Quarta — mit in die Schule, dessen Inhalt sich leicht erraten ließ. „Hört!" sprach mein Vater zu seinen Mitschülern, bevor der Quartus das Schulzimmer betrat, „hört, ich habe von meinem Papa einen Zettel mit bekommen, ich soll Plätzerte kriegen. Ich habe aber gestopft!" — „Nun, was wirst du denn wieder einmal angestellt haben?" sagte der Quartus, als er den Uriasbrief in Empfang nahm. „Also solche Streiche machst du?" fuhr er fort, nachdem er den Brief gelesen. „Da will ich dir doch einmal fünfzehn aus dem ff aufzählen." Damit wurde der Delinquent über die Bank gezogen, und das spanische Röhrchen in Aktion gesetzt. „Eins! Zwei!" zählte der Quartus. Viel lauter als eigentlich zu erwarten war, schallten die Schläge, welche auf die gestopften Schreibhefte niederfielen. — „Drei! Vier! Fünf!" — „Herr Quartus, Schwabe hat gestopft!" ließ sich die Stimme eines Denuncianten vernehmen. Aber der brave Quartus fuhr unverdrossen in der Exekution fort. „Zehn! Elf!" — „Herr Quartus, Schwabe hat gestopft!" — „Vierzehn! Fünfzehn!" schloß der Quartus, der von dem Verräter keine Notiz nahm. „So! nun thu's nicht wieder!" Sofort nach Schluß des Unterrichts, nachdem der Quartus die Klasse verlassen hatte, wurde ein Akt der Lynchjustiz an

dem Denuncianten ausgeübt, der zu seinem Leidwesen nicht gestopft hatte.

Ein eigentümlicher Gebrauch herrschte zu jener Zeit in allen Klassen des Gymnasiums. Sobald der erste Schlag der Uhr auf dem nahen Stadtkirchturm das Ende einer Unterrichtsstunde verkündete, riefen die Schüler unisono: „hora ruit!“ womit sie ihre Bücher laut zuklappten, auch wenn der Lehrer noch im Docieren begriffen war.

Ach ja! hora ruit!



Zweites Kapitel.

Mein Vater war elf Jahre alt, als die ersten Nachrichten von der großen französischen Revolution nach Deutschland kamen. Die Kunde von den Schlag auf Schlag sich folgenden ungeheuren Ereignissen erregte begreiflicherweise das Interesse, Staunen und Grauen, doch auch Wünsche und Hoffnungen der bis dahin politisch sehr indifferenten Deutschen in hohem Grade. Aber die hochgehenden Wogen, welche sich vom Sitz der Revolution in konzentrischen Kreisen über die Welt verbreiteten, verloren, als sie unsere Grenze überschritten, doch einen beträchtlichen Teil ihrer Gewalt, da sie sich an der unserem Volke eingewurzelten monarchistischen Sinnesart brachen. Das Gefühl und der Respekt für Autorität, in unseren Tagen leider immer merklicher in der Abnahme, war damals noch stark und mächtig im Volke. Die französische Revolution vermochte hierin wenig zu ändern, obgleich die von ihr aus die civilisierte Welt durchströmenden Strebungen und Ideen auch im alten Deutschen Reiche die stagnierende Ruhe unterbrachen und vielfach umgestaltend und läuternd gewirkt haben. Unter den deutschen Ländern sind nicht viele zu nennen, in denen jene revolutionären Einflüsse sich weniger bemerkbar machten, als in dem kleinen

Lande Weimar. Hier fehlte es an fruchtbarem Boden zur Aufnahme des Samens, der das stürmische Verlangen nach Änderung der bestehenden Zustände hätte erzeugen können. Diese glückliche Immunität gegen den Revolutionsbacillus gründete sich auf die wohlwollende, der Aufklärung zugeneigte Regierung, deren sich Weimar seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Anna Amalia und Karl August erfreute. Eine von Herzen kommende Verehrung und Anhänglichkeit verband das weimarische Volk mit seinem Fürstenhaus. Mit gerechtem Stolze blickte der Weimaraner zu der Zeit, als die Pariser Weltposaune die Luft über Europa in Schwingungen versetzte und die Throne mit dem Umsturz bedrohte, auf seinen Karl August, den Mann mit dem genialen Kopfe und dem edlen, von Menschenliebe erfüllten Herzen. Er gehört der Geschichte an, die ihm eines ihrer besten Blätter gewidmet hat. So sehr wir aber in Karl August den vortrefflichen Regenten, den geistreichen und vorurteilsfreien Mann und den wohlwollenden Menschenfreund verehren, können wir doch nicht umhin, ihn eines großen und verhängnisvollen Irrtums zu zeihen. Es war das die Erziehung, welche er seinem erstgeborenen Sohne und dereinstigen Nachfolger Karl Friedrich angedeihen ließ. Die beiden Söhne Karl Augusts, von denen der ältere am 2. Februar 1783 und der jüngere, Bernhard, am 30. Mai 1792 geboren war, zeigten sich von Kindheit an sehr verschieden veranlagt. Beide waren edle Naturen, was ihr ganzes späteres Leben bewährt hat. Aber während in Karl Friedrichs Kindheit ein zarter, weicher und schüchterner Charakter hervortrat, entwickelte sich in Bernhard ein mit scharfem Verstande gepaartes energisches Temperament, welche Eigenschaften später zu so großen Erfolgen führten, daß man diesen Prinzen nicht mit Unrecht gern seinem großen Ahnherrn Bernhard von Weimar verglich.

Dem feurigen, genialen Karl August war es gar nicht recht, seinen Erbprinzen als ein stilles, sinniges und schüchternes Kind sich entwickeln zu sehen, und er glaubte, durch die Mittel der Erziehung dem Charakter des Erbprinzen eine andere Richtung geben zu können. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts machten sich in der Pädagogik vorzugsweise zwei Systeme geltend, deren eines von Pestalozzi, das andere von Basedow vertreten wurde. Während der wohlwollende, gottesfürchtige Pestalozzi als obersten Erziehungsgrundsatz die Liebe und die jeder einzelnen Individualität entsprechende besondere Behandlungs- und Unterrichtsweise aufstellte, schrieb Basedow eine die individuelle Begabung nicht achtende Lehr- und Erziehungsmethode vor, bei welcher, was für den einen galt, für alle gelten, und was für alle galt, auch bei dem einzelnen mit Energie durchgeführt werden mußte. Diese Energie führte in vielen Fällen zu unnötiger, selbst schädlicher Härte.

Leider waren bei der Erziehung des jungen Erbprinzen nicht Pestalozzis, sondern Basedows Principien maßgebend. Der Unterricht wurde von vorzüglichen Lehrern erteilt, aber zum eigentlichen Erzieher des Prinzen wählte der Herzog einen Mann nach dem Herzen Basedows, Namens Riedel, der bei dieser Gelegenheit zum Rat ernannt wurde. Riedel war ohne Zweifel ein wackerer, tüchtiger Mann von großer, leider nur zu großer Energie. Dazu kam, daß der Herzog der unglücklichen Ansicht war, das weiche und schüchterne Naturell des Prinzen müsse durch stramme und strenge Behandlung abgehärtet werden und einen selbständigeren, energischeren Charakter annehmen. In diesem Sinne erhielt Riedel seine Instruktionen, welche er bei der Erziehung des Erbprinzen, dieser zarten Sensitive, der jeder unfreundliche Hauch Seelenschmerzen bereitete, in der ausgedehntesten Weise befolgte. Nicht bloß Konsequenz, sondern stete Strenge war

der Grundzug von Riedels Erziehungsweise. Ja diese Strenge artete bisweilen fast in Grausamkeit aus. Der Prinz, dessen vortreffliches Gemüt jede freundliche Begegnung dankbar empfand und vergalt, er, der wohl lieben und wohl-wollen, aber nicht hassen konnte, er hatte für seinen Erzieher nur ein einziges Gefühl, das der Furcht. Daß die ihm inne-wohnende Herzensgüte auf gutem, festem Grunde ruhte, be-währte sich im ganzen Leben Karl Friedrichs bis in sein hohes Alter. Keine Spur von Bitterkeit hatte sich in sein Gemüt einzudrängen vermocht, das unverfälschteste Wohl-wollen blieb sein Grundzug.

So war denn die Jugend des Prinzen bis in sein fünf-zehntes Lebensjahr eine wahre Leidenszeit, arm an den Lebensfreuden, die den meisten Kindern blühen. Was aber durch jene verkehrte und gerade in diesem Falle so übel an-gebrachte Erziehungsmethode erreicht werden sollte, das blieb aus. Der Prinz blieb ein schüchternes, ja furchtsames Kind, und wenn auch die männliche Natur in den späteren Jahren sich besser entwickelte, so blieb doch immer noch ein Rest nervöser Zurückhaltung gelegentlich bemerkbar. So vermied es der Großherzog Karl Friedrich noch in seinem höheren Alter, gewisse Stellen im weimarischen Park zu betreten, weil die Erinnerung an dort in seiner Jugend erlittene grausame Behandlung zu lebhaft und angreifend auf ihn wirkte.

Häufig Zeugen der Riedelschen Methode waren zwei Ge-spielen des Erbprinzen, beide um einige Jahre älter als dieser. Der eine war mein Vater, der andere dessen Bruder. Eines Abends vergnügten sich die drei Knaben mit dem Auf-zählen von Zahlpfennigen. Wie es bisweilen zu geschehen pflegte, so trat auch an diesem Abende der Herzog in das Zimmer und sah dem Spiele zu. Er bemerkte, daß die kleinen leichten Zahlpfennige sich nicht gut in Reihen auf-zählen ließen, und sagte zu Riedel: „Die Jetons taugen

nichts, ich werde eine Rolle Viergroschenstücke heraufschicken. Zeigen Sie dem Prinzen, wie man sie zählt, immer sechs in einer Reihe. Ein Lakai brachte die Geldrolle, und Riedel zeigte dem Prinzen und seinen Gespielen, wie man die Viergroschenstücke, je sechs zu einem Thaler, aufzuzählen habe. Die beiden Brüder, die ja ohnehin älter als der Prinz waren, brachten das kleine Zählgeschäft ohne Schwierigkeit zu stande. Der Prinz aber, der vorher mit den Zahlpfennigen munter und vergnügt gespielt hatte, war durch Riedels Hinzutreten sofort befangen und ängstlich, und als er auf Riedels Anweisung Geld zu zählen versuchte, fielen ihm die Stücke über die Finger hinweg und verdarben die angefangene Reihe. „Wie können Sie so ungeschickt sein, Prinz!" fuhr ihn Riedel an, „warum können Sie es nicht ebenso machen, wie die beiden Schwabes?" — „Ich kann es nicht," sagte der Prinz, dem bereits die Thränen in den Augen standen, und legte die noch in der Hand befindlichen Münzen auf den Tisch. „Sie müssen es können," fuhr Riedel heftig fort. „Augenblicklich nehmen Sie sechs Viergroschenstücke und legen sie in eine grade Reihe!" Der Prinz gehorchte, hatte aber wieder das vorige Malheur. Da ergriff Riedel ein auf dem Tische liegendes Lineal und erteilte ihm eine sehr unfreundliche Zurechtweisung.

Nicht nur unter dieser rauhen Behandlung hatte der Prinz zu leiden, sondern auch durch allerlei ihm auferlegte Entbehrungen, besonders im Essen. Gott weiß, welchen Nutzen man sich davon versprechen mochte, aber gewiß ist, daß dem mit sehr gutem Appetit gesegneten Prinzen eine äußerst karge Diät vorgeschrieben war. Und doch wäre für das nicht besonders kräftige Kind eine reichliche und kräftige Nahrung sehr gut am Platze gewesen. Einmal, als Riedel im Nebenzimmer mit Schreiben beschäftigt war, frug der Prinz meinen Vater, ob er schon Schwarzbrot gegessen

habe?" „Ja wohl, antwortete dieser, alle Tage mehrmals." — „Ach," sagte der Prinz, „wenn ich doch nur ein einziges Mal Schwarzbrot zu essen bekäme! Ich erhalte immer halb altbackenes Weißbrot, und bin es schrecklich überdrüssig." — „Wissen Sie was, Prinz, ich bringe Ihnen das nächste Mal, wenn wir zu Ihnen kommen, ein tüchtiges Stück von unserem Schwarzbrot mit." — „Wie gut ist das von dir! Aber nimm dich ja in acht, daß der Herr Rat nichts davon merkt."

Mein Vater hielt Wort und brachte nach einigen Tagen dem Prinzen ein tüchtiges Stück frisches Schwarzbrot, welches derselbe, hinter einer Thür versteckt, mit außerordentlichem Wohlbehagen verzehrte. Und von da an vergaß mein Vater nie, so oft er zum Prinzen befohlen wurde, eine gute Brotportion einzustecken, und es fanden sich immer einige günstige Minuten, in denen der Prinz, unbemerkt von Riedel, seinen gesunden Appetit befriedigen konnte. Im Jahre 1797, kurz ehe mein Vater Weimar verließ, um in Jena Jura zu studieren, übergab er dem damals vierzehnjährigen Erbprinzen sein neues Stammbuch mit der Bitte, das erste Blatt zu beschreiben. Dieses Stammbuch kam mir viele Jahre später einmal in die Hand und ich verweilte bei dem vom Prinzen eingeschriebenen Stammbuchsvers: „Daß alle, die sich Freunde nennen" u. s. w. Zur Seite des Verses stand der lateinische Sinnspruch: „Dulcis est concordia amicorum", und darunter, nach damaligem Stammbuchsgebrauch, ein „Symbolum" folgender Gestalt:

Symb.: E. l. g. f. B.

Ich frug meinen Vater nach der Bedeutung dieser Buchstaben. Sie bedeuten, erhielt ich zur Antwort:

Es lebe gutes frisches Brot!

Zuweilen ließ die Mutter des Erbprinzen, die Herzogin Luise, den Prinzen und seine beiden Gespielen zu sich herab- (ihre Gemächer lagen ein Stockwerk tiefer als die des Prinzen) rufen und behielt die Knaben gewöhnlich eine Stunde und länger bei sich. Während dieser Zeit waren sie der beengenden Gegenwart des „Herrn Rat" enthoben, durften aber doch der Expansion ihrer befreiten Gemüter nicht Raum geben, denn die Herzogin war zwar stets liebevoll gegen die Prinzen und gütig gegen dessen Spielkameraden, doch verlangte sie, daß man sich in ihrer Nähe sehr ruhig verhielt. In dem Nebenzimmer, dessen Thür offen gelassen wurde, lagen auf einem Tische einige Bände von dem damals sehr beliebten Bertuchs Bilderbuch. Die Herzogin wies die Knaben an, sich ruhig mit dem Beschauen des Bilderbuchs zu beschäftigen, und wenn sie das recht artig gethan hatten, beschenkte sie jeden beim Abschied mit einem Bonbon, welches sie aus einer in ihrem Schreibsekretär verwahrten großen Düte nahm. Das gefiel anfangs den Dreien ganz leidlich, aber als sich die Sache wiederholte und Bertuchs Bilderbuch immer Bertuchs Bilderbuch blieb, wurden ihnen die hübschen Bilder höchst langweilig, und leise flüsternd suchten sie sich von anderen Dingen zu unterhalten. So wurden sie auch eines Abends zur Herzogin entboten, die in Gesellschaft einer Hofdame den Thee einnahm. Nach einer kleinen Unterhaltung mit dem Prinzen hieß es, wie immer: „So, nun geht hinein zu den Bilderbüchern und verhaltet euch auch hübsch still." Die Knaben gehorchten, aber kaum waren die Bilderbücher aufgeschlagen, als sie durch die offene Thür hörten, wie die Hofdame sagte: „Ja, Durchlaucht, die Nonne hinter dem Altar in der Stadtkirche ist auch so ein unheimliches Wesen, von dem man sich ganz wunderliche Geschichten erzählt." Flugs wurden die Bilderbücher verlassen, und die Hofdame erhielt drei Zuhörer mehr, die sich in der offenen Thür auf-

pflanzten und gespannt darauf hörten, was wohl die gespenstische Nonne gethan haben mochte. Aber die Herzogin verwies ihnen das und schickte sie zum Bertuch zurück. Mein Vater, ein lebhafter Knabe, der großen Geschmack für das von der Hofdame angeschlagene Thema hatte, konnte seine Neugier nicht bezwingen, und begab sich leise wieder zu der Thür, an welcher er sich so aufstellte, daß er wohl hören, aber nicht gesehen werden konnte, und vernahm nun die Schauermär von der Nonne in der Stadtkirche.

Diese Nonne war und ist eine in Weimar wohlbekannte Figur. Einige Schritte hinter dem Altar der Stadtkirche ist in der Mauer eine metallene Grabplatte mit dem lebensgroßen Reliefbild einer Nonne in aufrechter Stellung eingelassen. Diese Platte hatte früher, als noch hohe Verstorbene im Souterrain der Kirche beigesetzt wurden, über einem Grabgewölbe gelegen und war später bei einer Renovation des Fußbodens ausgehoben und an der genannten Stelle angebracht worden. Das Reliefbild stellt eine fürstliche Dame vor, die lange vor der Reformation in einen geistlichen Orden getreten war.

Von dieser bronzenen Nonne erzählte die Hofdame eine im ganzen sehr einfache, aber geschickt von ihr ausgeschmückte Geschichte, welche sie mit der etwas burlesk klingenden Versicherung schloß, daß, wenn jemand dem Metallbild eine Ohrfeige appliziere, er von unsichtbarer Hand deren zwei zurückerhalte.

Kaum konnte es mein Vater erwarten, bis es Tag wurde und er der gespenstigen Nonne seinen Besuch machen konnte. Denn um jeden Preis, selbst der zwei Ohrfeigen, wollte er sich überzeugen, ob die wunderbare Vergeltung wirklich ausgeübt würde. Mit seinen Schulbüchern wanderte er nach der Kirche, denn nach vollführtem Experiment gedachte er in die Schule zu gehen. Noch fand er die Kirche ver-

schlossen, doch, wie täglich, erschien mit dem Schlage sieben Uhr der Küster, schloß die Thür auf und verließ die Kirche wieder, nachdem er gesehen hatte, daß alles drinnen in Ordnung war. Nun schlüpfte der nach Wundern lüsterne Knabe hinein und hinter den Altar zur Nonne. Erst wendete er sich vorsichtig um und überzeugte sich, daß er allein in dem weiten Gotteshause war. Dann trat er vor das metallne Bild, das ihn mit strengem, starren Blick ansah; er holte aus, und ein kräftiger Schlag traf die Wange der Nonne. In Erwartung der angedrohten zwei Ohrfeigen duckte er den Kopf zwischen die Schultern, aber die Ohrfeigen blieben aus. Ich habe mit der rechten Hand geschlagen, dachte er, vielleicht muß es mit der linken geschehen. Er holte links aus, aber auch jetzt blieb der Frevel ungestraft. Nun schlug er wieder rechts und dann wieder links, aber nichts rührte sich, und mit schmerzhaft aufgebrummten Händen verließ er die Nonne, deren Duldsamkeit ihm im Grunde gar nicht gefiel.

Und jetzt trieb es ihn, in vollem Lauf zum Schloß, zur Herzogin zu eilen. Im Vorzimmer bat er den da anwesenden Kammerdiener, ihn bei der Herzogin zu melden. „Ei, das geht nicht an," sagte dieser. „Was kannst du denn bei der Frau Herzogin wollen?" — „Ich habe ihr etwas Notwendiges zu sagen!" — „Nun, das kannst du ja thun, wenn du das nächste Mal beim Erbprinzen bist. Du hast ja auch gar nicht die Kleidung an, um vor der Durchlaucht erscheinen zu können." — „Es ist aber notwendig, daß ich sie spreche, und da wird sie nicht auf meinen Anzug sehen!" Kopfschüttelnd ging der Kammerdiener in das Zimmer der Herzogin, und als er wieder herauskam, hielt er die Thür offen und ließ den Knaben eintreten.

Die Herzogin saß lesend bei ihrem Morgenkaffee. Mein Vater machte die vorschriftsmäßigen zwei Verbeugungen, die auch den Knaben eingeprägt waren. „Was hast du denn so

Eiliges vorzubringen?“ frug die hohe Dame. „Durchlaucht,“ sagte der Knabe, „ich wollte Ihnen nur sagen, daß die Frau von G. Sie gestern Abend belogen hat, als sie Ihnen von der Nonne erzählte. Ich komme eben aus der Stadtkirche, da habe ich der Nonne erst eine, dann noch eine und wohl zehn Ohrfeigen gegeben, ich habe aber keine einzige wieder bekommen.“ Die Herzogin lächelte, sagte dann aber ernst: „Kind, du hast unrecht gethan, denn du warst vorwitzig und ungehorsam. Und warum hattest du es denn so eilig, mir zu sagen, daß die Erzählung der Frau von G. nicht wahr sei?“ — „Ja, Durchlaucht, man darf doch niemanden belügen, und vollends die Frau Herzogin nicht!“ — „Da hast du freilich recht, aber Frau von G. hat mich auch gar nicht belogen, sondern mir nur mitgeteilt, was abergläubische Leute sich von der Nonne erzählen. Doch ich freue mich, daß du zur Wahrheit hältst; bleibe dabei! Und nun geh! — Doch warte,“ fügte sie hinzu, als mein Vater sich in regelrechter Weise zurückziehen wollte, ging zum wohlbekannten Schreibbureau und nahm die Bonbondüte hervor, gab aber dem Knaben nicht das gewöhnliche eine Bonbon, sondern die ganze gefüllte Düte.



Drittes Kapitel.

Mit den Erinnerungen aus seiner Studentenzeit pflegte mein Vater gegen seine drei Söhne etwas zurückhaltend zu sein. Vermutlich hat sein akademisches Triennium einen etwas flotten Charakter gehabt, und der gute Alte wollte nicht, daß seine Söhne, die nacheinander studierten, sich daran ein Beispiel nehmen sollten. Daß er aber über dem studentischen Lebensgenuß das Studium der Jurisprudenz nicht vernachlässigt hat, bewies sein glänzend bestandenes Examen und die sehr bald darauf erfolgte Anstellung als Sekretär bei der Landesregierung. Als solcher verlobte er sich mit meiner nachherigen Mutter, der Tochter des Kaufmanns Joh. Chr. Schmidt. Dieser besaß ein Haus in der Windischengasse, dessen durch einen hofartigen Gang vom Haupthaus getrenntes Hinterhaus Schiller von meinem Großvater kaufte. Dasselbe — es ist das bekannte Schillerhaus — liegt jetzt in einer der elegantesten Straßen Weimars, der Schillerstraße, im Herzen der Stadt. Aber als Schiller es bezog, lag es am südlichen Rande der damals sehr kleinen Stadt, von Gärten und Krautäckern auf drei Seiten umgeben. Das sogenannte Wittums-Palais und etwas weiter hin das Theater waren die einzigen in der Nähe liegenden

Gebäude. Wenn Schiller in die Stadt ging, pflegte er als den nächsten Weg den sein Haus mit dem Vorderhaus verbindenden Gang zu benutzen, und begegnete hier oft den Hausgenossen des Vorderhauses. Er verfehlte dann selten, ein freundliches Wort an sie zu richten. So traf er auch eines Tages in der Hausflur mit meiner Mutter zusammen, die eben ausgehen wollte.

„Wo wollen Sie denn hingehen, Mamsell Schmidt?" redete Schiller sie an. (Mit „Fräulein" wurden nur Adelige angeredet.)

„In die Komödie, Herr Hofrat!" (Man sagte damals nicht: ins Theater, sondern in die Komödie, auch wenn eine Tragödie gegeben wurde.)

„Was geben sie denn heute?"

„Wallensteins Tod."

„Ach, da sollten Sie nicht hingehen! Für junge Mädchen paßt etwas Heiteres, keine Trauerspiele!"

Meine Mutter ist so glücklich gewesen, auch mit den drei anderen weimarischen Geistesheroen in persönliche Berührung zu kommen. Als sie noch zur Schule ging, war sie mit den gleichalterigen Kindern der Wielandschen und Herderschen Familie befreundet. Beider Häuser waren geräumig und hatten große Gärten, die sich vortrefflich zu jugendlichen Spielen eigneten. Beide berühmte Männer waren Kinderfreunde und sprachen oft freundlich mit den fremden Kindern. Aber gar sehr unterschied sich der Eindruck, den der eine und der andere auf die Kinder machte. Wenn bei Wielands gespielt wurde, dann war es oft, als ob die wilde Jagd das Haus durchzöge. Die Haupttreppe ging es hinauf mit lautem Hallo, über den Korridor an Wielands Arbeitszimmer vorbei und die Gartentreppe hinunter, und dann wieder hinauf und hinunter. Da öffnete sich dann wohl die Stubenthür, und Wieland mit schwarzem

Käppchen und im flanellnen Hausrock trat heraus, und den Kindern freundlich zunickend, sagte er: „Liebe Kinder, ich freue mich, wenn ihr recht vergnügt seid, aber spielt doch unten im Garten und lärmt mir nicht hier auf dem Korridor. Ihr stört mich ja im Arbeiten!“ Diese sanfte Mahnung half, aber leider nur für fünf Minuten, dann ging das Treiben und Jagen treppauf und -ab von neuem los. Anders war es bei Herders. Im Garten ging es wohl laut und munter zu, aber wenn die Kinder im Hause waren, so spielten sie zwar vergnügt, doch eine gewisse Mäßigung lag auf der kleinen Gesellschaft. Oft geschah es, daß die Thür sich öffnete und Herder herein zu den Kindern trat. Eine so große Würde und imponierende Ruhe lag in seiner Erscheinung, daß sofort lautlose Stille unter den Kindern herrschte. Mild lächelnd ließ er seine dunkeln Augen über die so plötzlich still gewordenen Kinder schweifen und sprach in gütiger Weise zu ihnen. Aber erst einige Minuten, nachdem er das Zimmer wieder verlassen, löste sich der Bann des Schweigens.

Einer von Herders Söhnen, der Arzt und Hofmedikus Gottfried v. Herder, heiratete eine ältere Schwester meiner Mutter. Drei Töchter entsprossen dieser sehr glücklichen Ehe, die nach wenigen Jahren in tragischer Weise durch den Tod gelöst wurde. Ein hoher Beamter war am Flecktyphus erkrankt, hatte die schlimmste Periode der Krankheit bereits überstanden und man sah seiner Genesung entgegen. Herder, der als Hofmedikus täglich im Schloß erschien, wurde von der Erbprinzessin nach dem Befinden des kranken Herrn gefragt. Herder antwortete, er sei nicht der behandelnde Arzt, doch habe er erfahren, daß die Krankheit ihrem günstigen Ausgang nahe sei. „Ich wünsche,“ fuhr die Erbprinzessin fort, „daß Sie den Kranken selbst sehen und mir dann weiter berichten.“

Herder kam nach Hause und sagte mit melancholischem Lächeln zu seiner Frau und einer anwesenden Schwester derselben: „Soeben habe ich mein Todesurteil empfangen. Die Großfürstin hat mir befohlen, den in der Genesung vom Flecktyphus befindlichen Herrn v. N. zu besuchen. Wie viele Typhuspatienten habe ich schon behandelt und nie die geringste Furcht vor Ansteckung gehabt, und jetzt habe ich das sichere Gefühl, daß ich mir bei diesem eigentlich unnötigen Besuche den Typhus holen werde. Die hohe Dame meint es ja gut, und ist wohl, wie viele, des Glaubens, daß wir Ärzte vor Ansteckung sicher sind." Frau und Schwägerin suchten ihn zu bereden, den bedenklichen Besuch unter irgend einem Vorwande zu unterlassen. Aber Herder lachte und sagte: „Fort mit dem dummen Zeug, das man Ahnung nennt! Ich müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich mich von dieser nervösen Anwandlung länger als zwei Minuten beherrschen ließe. Macht euch um mich keine Sorge!" Sofort begab er sich zu Herrn v. N., den er bereits außer Bett auf dem Lehnstuhle sitzend fand, wechselte einige Worte mit dem Genesenden, und scherzte dann zu Hause bei Tische darüber, daß ihm, dem in Lazaretten und Krankenstuben Vielbewanderten, jener Besuch so ominös vorgekommen war. Doch schon am dritten Tage darauf ergriff den jugendfrischen, liebenswürdigen Mann die abscheuliche Krankheit, und nach weiteren fünf oder sechs Tagen stand seine trostlose junge Frau an der Leiche des geliebten Gatten.

An diese tragische Erinnerung knüpfen wir eine andere, in welcher uns das olympische Antlitz Goethes entgegenlächelt. Als im Jahre 1805 die neuvermählte Erbprinzessin Maria Paulowna nach Weimar kam, wurde sie mit vielen Festlichkeiten empfangen, unter denen Schillers Huldigung der Künste selbstverständlich den ersten Rang einnahm. Aber auch Goethe hatte seine Dichterader fließen lassen. Beim

Einzuge der durch Schönheit und edle Anmut alle Herzen gewinnenden jungen Fürstin in die festlich geschmückte Stadt fehlten auch die bekannten Weißgekleideten nicht, deren eine ein von Goethe verfaßtes Bewillkommnungsgedicht zu sprechen hatte. Hierzu war Minchen Klauer, die Tochter des bekannten Bildhauers Klauer, eine stattliche blonde Jungfrau, auserlesen worden. Für den Fall aber, daß diese durch Krankheit oder einen sonstigen, nicht vorherzusehenden Unfall verhindert werden sollte, war ihr eine Stellvertreterin in der Person einer anderen jungen Weimaranerin, Luise Schmidt, die später meine Mutter wurde, beigegeben. Die beiden jungen Mädchen lernten das von Goethe in ottave rime verfaßte Gedicht sorgfältig ein und mußten sich dann an fünf oder sechs der Einzugsfeier vorhergehenden Tagen vormittags 11 Uhr in Goethes Wohnung einfinden, um den Vortrag unter seiner Leitung einzuüben. Hier wurde ihnen von einem Bedienten Konfekt und ein Glas Malaga präsentiert, nach einigen Minuten trat Goethe ein, begrüßte die beiden Jungfrauen freundlich, und ließ sich dann sein Gedicht vortragen. Die Anweisungen über Ausdruck, Betonung, Aussprache u. s. w., die er nun erteilte, waren sehr genau, und manche Stelle ließ er wohl zehnmal wiederholen, bis sie zu seiner Zufriedenheit vorgetragen wurde. Hierbei war er von unermüdlicher Geduld und bezauberte die beiden jungen Mädchen durch die wohlwollende, liebenswürdige Art, mit welcher er seine Anweisungen erteilte. Dabei ereignete sich ein kleiner Vorfall, dessen meine Mutter noch in ihrem hohen Alter mit lebhaftem Vergnügen und einigem Stolze gedachte. Am ersten oder zweiten Unterrichtstage sprach Minchen Klauer in einem Verse das Wörtchen „auch" nicht zu Goethes Zufriedenheit aus. Der eingeborene Weimaraner pflegt allerdings von jeher den Diphthong au zu mißhandeln und ihn in etwas platter, seinen vollen, runden Ton

nicht achtender Weise auszusprechen. „Sagen Sie noch einmal diesen Vers, und sprechen Sie das Wort „auch" richtig aus, wie Sie es soeben von mir hörten." Minchen wiederholte den Vers, aber das „auch" fiel abermals sehr weimarisch aus. „Aber, gutes Kind," sagte Goethe, „das Wort lautet ja nicht „aich", sondern „auch!" Noch einmal!" Auch bei drei- und viermaliger Wiederholung wollte das „auch" nicht gelingen. „Sagen Sie mir einmal den Vers, Demoiselle Schmidt," wendete sich Goethe an meine Mutter. Dieser gelang es, den Diphthong im „auch" gleich beim erstenmale voll und rund hervorzubringen. „So war es brav," sagte Goethe erfreut, faßte mein Mütterchen mit beiden Händen am Kopfe und gab ihr einen Kuß, während dem guten Minchen die Thränen in die Augen traten. Goethe suchte sofort sie zu begütigen, indem er die Hand über ihr blondes Haar führte und ihr Mut einsprach. Minchen sollte auch nicht allzusehr verkürzt werden, denn nach dem Schluß der letzten Lektion vor dem großen Tage dankte Goethe den beiden Mädchen nicht nur in seiner gütigen Weise für die Geduld und Beharrlichkeit, welche sie gezeigt, sondern verabschiedete sich auch von ihnen, indem er jeder einen herzhaften väterlichen Kuß auf die Lippen drückte. Das „auch" aber lernte Minchen Klauer durch fleißiges Üben richtig aussprechen, wie sich zeigte, als sie Goethes Gedicht beim Einzuge der Erbprinzessin vortrug.



Viertes Kapitel.

Die wenigen Jahre, welche Schiller in Weimar lebte, waren durch Krankheit vielfach, ja fast fortwährend getrübt, aber seine gewaltige Schaffenskraft ließ sich dadurch nicht unterdrücken, wie die unsterblichen Werke beweisen, die in der ihm noch gegönnten kurzen Zeit entstanden. Schiller stand auf der Höhe seines Ruhmes. Das kleine Weimar war sich des Vorzugs, den großen Mann zu seinen Bürgern zählen zu dürfen, recht wohl bewußt. Von hoch und niedrig wurde ihm die größte Verehrung gezollt. Wenn er durch die Straßen oder durch den Park ging, wurde er von jedem Begegnenden auf das ehrfurchtvollste gegrüßt, und so mancher brave Bürgersmann blieb noch lange mit der Mütze in der Hand stehen, dem allgemein beliebten und verehrten Mitbürger nachblickend. Und wenn im Theater ein neues Stück von Schiller gegeben wurde, dann waren dessen Räume bis auf den letzten Platz besetzt. Und mit welch andächtiger Begeisterung wurden die Jungfrau, Tell, die Braut von Messina, Maria Stuart vom Publikum aufgenommen! Das war damals anders als jetzt. Wenn jetzt in Weimar, das drei- bis viermal mehr Einwohner zählt, als zu Schillers Zeit, und anderswo ein Schillersches Drama aufgeführt wird,

zeigt der Zuschauerraum, besonders im ersten Range, Lücken, die zu denken geben. Eine französische Frivolität dagegen macht ein volles Haus.

Ich erinnere mich, in meiner Jugend öfter einer kleinen dicken Dame von mittleren Jahren in den Straßen von Weimar begegnet zu sein. Es war eine verwitwete Frau Rentamtmann W., die mir von meinem Vater als das Muster einer Schiller-Enthusiastin bezeichnet wurde. Die genannte würdige Dame hatte als vierzehnjähriges Mädchen einer der ersten Aufführungen der Jungfrau von Orleans beigewohnt. Mit glühendem Interesse verfolgte sie den Verlauf des Stückes. Als im fünften Akte die gefangene Jungfrau mit den Worten „so sei Gott mir gnädig!“ ihre Fesseln zerreißt und hinauseilt, springt das alles um sich her vergessende junge Mädchen in die Höhe, klatscht die Hände zusammen und ruft in unverfälschtem weimarischen Dialekte laut aus: „Dä! da habtersche gehabt!“ Schiller soll durch diesen Vorfall höchlich ergötzt worden sein. —

Als Schiller am 9. Mai 1805 starb, verbreitete sich unter den Bewohnern Weimars allgemeine Bestürzung und tiefe, herzliche Trauer. Im Widerspruche hiergegen stehen die zum Verdruß immer und immer, auch noch ganz neuerlich, wiederkehrenden Legenden von der angeblich höchst einfachen und schmucklosen Totenfeier für Schiller, woraus man auf Mangel an Teilnahme des weimarischen Publikums schließen zu müssen glaubte. Ich rekapituliere deshalb in folgendem mit möglichster Kürze das wirklich Thatsächliche in dieser Angelegenheit. Genauere Angaben mit authentischen Belegen findet man in meiner kleinen Schrift: Schillers Beerdigung und die Aufsuchung seiner Gebeine. Leipzig, Brockhaus, 1852, sowie in einem 1859 in Nr. 45 und 46 der Gartenlaube erschienenen Aufsatze.

Es war ein altes Herkommen in Weimar, daß bei

Beerdigungen, die durch besondere Feierlichkeit ausgezeichnet werden sollten, die eigentliche Beisetzung der Leichen in stiller Nacht mit nur geringer Begleitung und ohne kirchliche Weihe stattfand. Erst am darauffolgenden Tage wurde in der Gottesackerkirche die religiöse Trauerfeier, die sogenannte Kollekte, gehalten, an welcher sich alle, die dem Toten „die Ehre geben“ wollten, beteiligten. Handwerksmeister, welche für den Verstorbenen und seine Familie gearbeitet hatten, pflegten als Leichenträger das nächtliche Geschäft zu verrichten. So sollte es auch bei Schillers Ableben geschehen, und Schiller wäre wirklich von dafür bezahlten Handwerkern zu Grabe getragen worden, wenn mein Vater dies nicht abgewendet hätte. Derselbe kam gegen Abend des 11. Mai von einer im Auftrage der Regierung unternommenen mehrtägigen Geschäftsreise zurück und wurde mit der Nachricht empfangen, daß Schiller vorgestern gestorben sei und heute Nacht 12 Uhr zu Grabe getragen werden solle. Die innige Verehrung, welche er für Schiller hegte, machten das Verlangen in ihm rege, jenen letzten Liebesdienst, an Stelle der Handwerker, mit gleichgesinnten Freunden und Bekannten dem ihnen so teuren großen Mann zu erweisen. Er eilte in der Stadt umher, um die Genossen zu seinem Vorhaben zu sammeln, traf aber die meisten nicht an, weshalb er noch zwischen 9 und 10 Uhr ein Cirkular umherschickte, dessen Original ich zu den im Schillerhaus zu Weimar aufbewahrten Schillerreliquien gegeben habe. So gelang es ihm, 21 oder 22 Freunde zusammenzubringen, meist Beamte, Litteraten und Künstler, die bereit waren, den Dichter zur letzten Ruhestätte zu tragen und zu begleiten. Noch waren aber große und wegen Kürze der Zeit peinliche Schwierigkeiten zu überwinden. Der mit der Ordnung des Begräbnisses beauftragte Freund der Schillerschen Familie weigerte sich anfänglich sehr entschieden, meinem Vater die Erlaubnis zu seinem Vorhaben

zu geben, wobei er sich darauf berief, daß nach dem ausdrücklichen Willen der Frau von Schiller der Transport der Leiche vom Trauerhause nach dem Kirchhofe in der größten Stille geschehen solle. Auch seien alle Vorbereitungen bereits getroffen, die Handwerker bestellt u. s. w. Eine sehr erregte Unterredung folgte dieser Erklärung. Erst als mein Vater mit großem Nachdruck hervorhob, daß die Bestattung eines Mannes, wie Schiller, durch bezahlte Handwerker eine Schande für Weimar, trotz des ortsüblichen Gebrauches, sein würde, gab der betreffende Herr, ein angesehener Geistlicher der Stadt, seinen Widerstand auf. Die von meinem Vater eingeladenen Herren versammelten sich in seiner Wohnung und begaben sich von da in das Schillersche Haus, wo sie den bereitstehenden Sarg mit seinem kostbaren Inhalte aufnahmen und in stiller, mondbeglänzter Mitternachtsstunde nach dem sogenannten Kassengewölbe auf dem Kirchhofe trugen. Zu sechsen wechselten sie im Tragen ab, während die fünfzehn oder sechzehn übrigen paarweise folgten. Es war ein stiller und kleiner, aber feierlicher Kondukt, und tief ergriffen waren alle, als der Sarg vom Totengräber und seinen Gehilfen durch eine im Fußboden des kleinen Gewölbes befindliche Fallthür in die schwarze Tiefe hinabgelassen wurde.

An dem der eigentlichen Bestattung folgenden Nachmittage fand in der Gottesackerkirche die solenne Trauerfeier für Schiller statt. Die Herzogliche Kapelle exekutierte das Requiem von Mozart, und der Generalsuperintendent Vogt hielt die Trauerrede. Die Kirche konnte die Menge der herbeigeströmten Teilnehmenden nicht fassen, so daß noch dicht gedrängte Gruppen vor den offenen Thüren standen.

Warum aber, so hat man damals und noch in unseren Tagen vielfach gefragt, warum hat Goethe sich gar nicht um die Trauerfeier für den, dessen Freund er sich nannte, gekümmert? Aus dem einfachen Grunde, weil er selbst damals

bedenklich krank war, und niemand wagte, ihm in diesem Zustande die Nachricht von Schillers Tode zu überbringen. Goethe erfuhr erst einige Tage nach der Beerdigung, daß Schiller gestorben sei. Wie tief ihn dieser Verlust traf, läßt sich aus den einfachen, ergreifenden Worten darüber in seinem Tagebuche entnehmen.

Einundzwanzig Jahre waren vergangen, seit die sterblichen Reste Schillers in die finstere Gruft des sogenannten Kassengewölbes versenkt worden waren. Dieses Kassengewölbe war ein kleiner, düsterer Bau neben dem Eingange in den Kirchhof. Seine Mauern umfaßten nur einen einzigen fensterlosen Raum, in dessen Fußboden sich eine in die kellerartige Gruft führende Fallthür befand. Die Särge wurden einer nach dem anderen und aufeinander hinabgelassen. Dieses schaurige Institut hatte seinen Namen nach dem Eigentümer, der Landschaftskasse, welche Behörde jetzt Finanzministerium heißt. Denjenigen gestorbenen Personen vornehmeren Standes, die kein Familienbegräbnis besessen hatten, wurde auf Ansuchen der Hinterbliebenen vom Landschaftskollegium die Aufnahme in das Kassengewölbe gewährt. In dieser vornehmen Bestattungsweise lag aber nur ein vermeintlicher Vorzug, denn die bedauernswerten Bewohner des Kassengewölbes waren in der denkbar schlechtesten Weise logiert, wie sich jetzt zeigen sollte. In Zwischenräumen von etwa dreißig Jahren, wenn man eben meinte, daß der unterirdische Raum gefüllt sei, wurde eine „Aufräumung" veranstaltet, d. h. die sämtlichen, durch Moder zerfallenen Sargreste und Totengebeine wurden herausgeschafft und pêle-mêle in eine große Grube in der einen Ecke des Kirchhofes eingescharrt.

Dieses Schicksal stand auch den Gebeinen unseres großen Dichters bevor. Zu Anfang des Jahres 1826 erging vom Landschaftskollegium der Befehl, das Kassengewölbe aufzuräumen. Mein Vater, der mittlerweile Bürgermeister von

Weimar geworden war, dachte, als er diese Kunde vernahm, mit Schrecken daran, daß es sich hierbei auch um Schillers Überreste handelte. Jetzt, wie damals bei Schillers Beerdigung, machte er sich durch energisches Handeln verdient. Mit rasch eingeholter Genehmigung des Landschaftskollegiums stellte er Nachforschungen im Kassengewölbe an, in der Hoffnung, den Schillerschen Sarg zu finden und den kostbaren Inhalt desselben zu retten. Doch er fand nur ein Chaos von faulen Sargtrümmern, Zeugfetzen und bunt umherliegenden Gebeinen, wie es nur vieljährige, gänzliche Vernachlässigung des Ortes und die darin herrschende dumpfe Feuchtigkeit hervorbringen konnte. Vergebens war alles Suchen; kein einziges Zeichen ließ erkennen, daß eines der vorhandenen Holzstücke zu Schillers Sarg gehört hatte. So niederschlagend dieses Ergebnis der Nachforschung war, ließ sich mein Vater doch nicht entmutigen. Ein neuer Gedanke stieg in ihm auf. Er hatte in dem Begräbnisraum verschiedene Schädel umherliegen sehen. Sollte es nicht möglich sein, Schillers Schädel herauszufinden?

Und so begann er von neuem seine Forschungen. Aber er mußte nun mit Vorsicht und heimlich verfahren. Im Publikum wurden Stimmen laut, daß man „die Ruhe der Toten störe", und hatte darüber Beschwerde erhoben. Einer der Hauptstimmführer hierbei war der erste Geistliche der Stadt, der Generalsuperintendent Röhr. Und doch wußte man, daß die „Aufräumung" bevorstand, durch welche die Ruhe der Toten jedenfalls noch weit gründlicher gestört wurde.

An drei aufeinander folgenden Tagen des März 1826 nachts gegen 1 Uhr begab sich mein Vater mit mehreren Arbeitern nach dem Kassengewölbe und stieg hinab in die von Moder erfüllte Gruft auf einer Leiter, auf deren unteren Sprossen sitzend und aus gutem Grunde eifrig Tabak rauchend, er die Arbeiten dirigierte, die in jeder Nacht bis kurz vor

Tagesanbruch fortgesetzt wurden. In abgesonderte Haufen wurden die Schädel, die Gebeine und die Sargtrümmer verteilt. Die ganze obere Schicht des feuchtschwarzen Erdbodens wurde durchwühlt, so daß nichts den Suchenden entgehen konnte. Dabei ereignete es sich, daß einer der Arbeiter plötzlich ausrief: „Herr Hofrat! ein Schatz!“ Von der schwarzen Erde hob sich im Laternenlicht eine silberhell glänzende Masse von der Größe eines Thalers ab, welche die Schaufel des Mannes bloßgelegt hatte. Es war metallisches Quecksilber, welches jedenfalls einer der hier Begrabenen in seiner letzten Krankheit (Ileus) eingenommen hatte, ohne sich dadurch vor der Fahrt in den Hades des Kassengewölbes zu retten.

Dreiundzwanzig Schädel wurden gefunden. Dreiundzwanzig Personen waren, wie die Akten des Landschaftskollegiums erwiesen, seit der letzten, vor zweiunddreißig Jahren stattgehabten Aufräumung im Kassengewölbe beigesetzt worden. Also mußte sich unter den gefundenen Schädeln der Schillersche befinden.

Die dreiundzwanzig Schädel ließ mein Vater in seine Wohnung tragen. Hier wurden sie gereinigt und auf einem großen Tische aufgestellt. Wie der Gott unter den Hirten, so hob sich vor seinen zweiundzwanzig Genossen durch edle Gestaltung und Größe ein Schädel hervor. Mein Vater zweifelte keinen Augenblick, daß es der Schillersche sei, und ebenso bezeichneten zahlreiche Männer, welche Schiller persönlich gekannt hatten und zur Besichtigung der Schädel eingeladen worden waren, ohne Ausnahme einen und denselben Schädel als den Schillers. Verschiedene andere Merkmale, namentlich das Vorhandensein sämtlicher gesunder Zähne nur an diesem einen Schädel, ferner vergleichende Messungen an einem, an Schillers Leiche abgenommenen Gypsabguß des ganzen Kopfes und am Schädel selbst, ergaben mit Gewißheit, daß das gefundene Kleinod echt war.

Auf Anordnung des Großherzogs Karl August wurde im Beisein von Schillers ältestem Sohn und von Goethes Sohn, sowie mehreren weimarischen Notabilitäten die kostbare Reliquie unter Begehung eines ergreifend feierlichen Aktus in einem Behälter beigesetzt, welchen man im Postament der auf der großherzoglichen Bibliothek befindlichen Marmorbüste Schillers angebracht hatte. Diese Büste ist von Dannecker gefertigt und den Schillerschen Erben geschenkt worden. Der Großherzog kaufte sie diesen für 200 Dukaten ab und ließ sie im Bibliothekssaal an derselben Stelle aufrichten, wo sie sich noch heute befindet.

Goethe nahm an dem allen warmen Anteil. Tief ergriffen war er, als mein Vater ihm den aufgefundenen Schädel zeigte, den auch er seiner Form nach, wie an gewissen Eigentümlichkeiten der Zähne, welche ihm an Schiller aufgefallen und noch erinnerlich waren, als den echten Schillerschen rekognoszierte. Goethe war bekanntlich ein tüchtiger Ostoleog, und als solcher wußte er, daß man aus untereinander gemengten, verschiedenen Skeletten angehörigen Knochen die zusammengehörigen auszusondern vermag. Er ließ deshalb von Jena zwei sachkundige Männer kommen, und mit Hilfe des aufgefundenen Schädels die zu Schillers Skelett gehörenden Knochen im Kassengewölbe aussuchen. Dies gelang fast vollständig. Die zum Schädel gehörenden Gebeine wurden zum Skelett verbunden, und es ergab sich ein neuer Beweis für die Echtheit derselben und des Schädels. Die Größe des Skeletts entsprach völlig der ansehnlichen Körpergröße, welche Schiller im Leben besessen hatte, während dieselbe nachweisbar von keinem seiner 22 Grabgenossen auch nur annähernd erreicht worden war. In einem anständig ausgestatteten Sarge, der auf der Bibliothek aufgestellt wurde, verwahrte man von nun an die glücklich aufgefundenen Teile des Knochengerüstes.

Ein gewiß jedem Verehrer unserer beiden großen Nationaldichter sympathischer Plan, dem mein Vater nahe stand, trat zu jener Zeit ins Leben. Man hatte die Idee, auf der höchsten Stelle des damals neuen Gottesackers ein weithin sichtbares, gemeinschaftliches Grabmonument für Schiller und Goethe zu errichten. Dasselbe sollte in einer auf würfelförmigem Postament ruhenden abgestumpften Pyramide bestehen. Im unteren Teile der Pyramide dachte man einen mit Broncegitter verschlossenen Raum anzubringen, in welchem vorläufig der Sarg mit Schillers Überresten und seinerzeit auch Goethe beigesetzt werden sollte. Der Großherzog hatte diesem Plane seinen vollen Beifall gegeben, wie aus einem noch vorhandenen landesherrlichen Reskripte hervorgeht, in welchem der Stadtrat aufgefordert wird, den zur Aufstellung des Grabmales für Schiller und Goethe geeigneten Platz auf dem neuen Gottesacker unentgeltlich herzugeben. In dem hierauf von meinem Vater als Vorsitzendem des Stadtrates erstatteten Bericht sprach er die freudige Bereitwilligkeit der städtischen Behörden aus, jenem Wunsche des Großherzogs zu entsprechen und überdies sich zu verpflichten, für alle Zeit die Umgebung des Denkmals in würdigem Zustande zu erhalten.

Goethe, der sich gelegentlich sehr entschieden dagegen verwahrt hatte, daß man ihm bei seinen Lebzeiten ein Denkmal setze, wozu seine Genehmigung z. B. von Frankfurt aus nachgesucht worden war — Goethe war doch von jener Idee, ihn in dem projektierten Grabmal neben seinem großen Freund dereinst beizusetzen, höchst sympathisch berührt worden. Er ließ sich die vorläufig angefertigte Zeichnung vorlegen, und beschäftigte sich mehrere Abende damit, unter Beirat des Oberbaudirektors Coudray, den Entwurf zu redigieren.

So schien denn nichts mehr der Ausführung des vor-

trefflichen Planes im Wege zu stehen, und es fehlte nur noch daran, daß die auf dem auserwählten Platze stehenden Bäumchen der sogenannten Landes-Centralbaumschule (großartiger Titel für ein kleines Institut!) entfernt und auf ein anderes, vom Großherzog selbst angebotenes Grundstück übergepflanzt wurden. Dieses unbedeutende Geschäft auszuführen, zögerte die Verwaltung der Baumschule in unbegreiflicher Weise. Trotz aller dringenden Erinnerungen von seiten meines Vaters rührte sich keine Hand, um die Bäumchen fortzubringen und Raum für die zur Herrichtung des Platzes erforderlichen Vorarbeiten zu geben. Kurz, es zeigte sich, daß geheime, einflußreiche Machinationen thätig waren, um die Errichtung des gemeinsamen Grabmales für Schiller und Goethe zu hintertreiben.

Nun erinnerte man sich, daß die dem Großherzog sehr nahe stehende Frau von H. bereits bei einer früheren Gelegenheit ihrer schon langen bestehenden feindseligen Gesinnung gegen Goethe wirksamen Ausdruck gegeben hatte. Dies geschah 1817, als der Hund des Aubry auf der weimarischen Bühne erscheinen sollte, in welchem Stück bekanntlich ein gut dressierter Pudel die Hauptrolle spielte. Goethe, der die Direktion des Theaters seit vielen Jahren führte und dasselbe zu Glanz und Ruhm gebracht hatte, wollte die Entwürdigung der Bühne durch einen agierenden Hund nicht zugeben. Der Großherzog war ein großer Hundefreund und wünschte die Künste des berühmten Pudels zu sehen. Es gingen Verhandlungen hinüber und herüber; es bildeten sich zwei Parteien, deren eine dem Großherzog vorschlug, an einer anderen Stelle, als auf der geweihten Bildungsstätte der Hofbühne sich den Hund des Aubry vorführen zu lassen. Goethe selbst blieb ruhig und fest bei seiner Weigerung und stützte sich dabei formell auf den Paragraphen der Theatergesetze, wonach das Mitbringen von Hunden auf die Bühne streng verboten

war. Der Großherzog würde gewiß zuletzt nachgegeben haben, da er ohne Zweifel fühlte, daß Goethe Recht hatte. Aber Goethes schöne Feindin brachte durch ihren großen Einfluß auf den Großherzog es dahin, daß dieser schließlich den bestimmten Befehl gab, den Hund des Aubry im Hoftheater aufzuführen. In seinem langen Leben finden wir kein zweites Beispiel, daß der stets so milde Goethe eine so bittere Äußerung gethan hätte, wie jetzt mit den Worten: „Karl August hat mich nie verstanden." Er zog sich nach Jena zurück und reichte von hier aus seinen Rücktritt von der Intendanz des Hoftheaters ein. Dem edlen Karl August gereicht es zur Ehre, daß er ihm nach Jena nacheilte und ihm zuredete, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Goethe söhnte sich mit seinem fürstlichen Freunde in langer Umarmung aus, aber seinen Entschluß vermochte dieser nicht zu erschüttern.

Also auch jetzt, als man den die beiden großen Dichter ehrenden Bau eines gemeinsamen Grabmonumentes ins Werk zu setzen im Begriff stand, war es wieder die Frau v. H., welche nach der Überzeugung der den Verhältnissen nahe Stehenden ihrer Abneigung gegen Goethe Geltung verschaffte. Diese Abneigung hatte ihren sehr bekannten Grund, weil Goethe ebenso wie die Großherzogin Luise und die Großfürstin Maria Paulowna und andere dem langjährigen intimen Verhältnis zwischen dem Großherzog und Frau v. H. von Anfang an mit schweigender Zurückhaltung entgegen gestanden hatten. Frau v. H. wußte, daß jene Idee dem nun bereits 77jährigen und dem Abschluß seines Lebens voraussichtlich nahen Goethe lieb geworden war, mißgönnte ihm aber die Ausführung und verhinderte sie, indem sie den Großherzog zu einer ganz anderen Entscheidung in der Sache bestimmte. Der Großherzog richtete ein Handbillet an Goethe, in welchem es wörtlich hieß: „Es wird verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerschen Relikten (seines Kopfes und

Skelettes) auf hiesiger Bibliothek hin und her geurteilt, und meistens wohl mißbilligt, daß ich es für ratsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einstweilen setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen Friedhofe habe bauen lassen, bis daß Schillers Familie einmal ein anderes darüber disponiert. So du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte die Anweisung geben, Schillers Überbleibsel unter seinen Beschluß bei meinen Ahnen zu nehmen. Karl August."

Und so geschah es, Schillers „Relikten" wurden am 16. Dezember 1827 feierlich nach der Fürstengruft übergeführt, wo seit dem 26. März 1831 nun auch Goethe neben dem Freunde ruht. Dies ehrt zwar die beiden Dichter, wie das erlauchte Fürstengeschlecht, welches ihnen in seiner eigenen letzten Wohnung einen Platz gewährt hat. Aber schön wäre es doch gewesen, wenn das gemeinsame, stets zugängliche Grabmal auf der von allen Seiten sichtbaren Höhe des Friedhofes zu stande gekommen wäre und aller Augen die Stätte gezeigt hätte, wo die beiden größten Dichter unseres Vaterlandes, wie im Leben so im Tode, vereint gewesen wären.



Fünftes Kapitel.

Nach Schillers Tode blieben Goethe und Wieland die letzten Sterne der glänzenden Litteraturepoche, deren Centrum das kleine Weimar war. Das geniale, oft etwas laute Treiben des Musenhofes war verstummt; Goethe war ein gesetzter, stattlicher Herr von 57 Jahren, und Wieland lebte als behäbiger Greis in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Gute Oßmannstädt, als das Jahr 1806 mit seinen welterschütternden Ereignissen auch dem stillen Weimar eine stürmische Unterbrechung seiner träumerischen Ruhe brachte. Die Schlacht bei Jena war geschlagen worden, und eine Flut erst der fliehenden Trümmer des preußischen Heeres und dann der siegberauschten Franzosen ergoß sich über die Stadt und brachte ihr große Drangsale. Denn Napoleon, erzürnt über die ihm feindliche Haltung des Herzogs Karl August, hatte Weimar einer dreitägigen Plünderung preisgegeben. Auch meine Eltern, die erst seit einem Jahre verheiratet waren, sollten die Schrecken der Plünderung zu kosten bekommen. Ein wilder Soldatenhaufe drang in ihre Wohnung und begehrte Wein und Geld. Ersterer wurde ihnen vorgesetzt, und als mein Vater französisch zu ihnen sprach, wurden die Kerle erst ganz leidlich manierlich, aber

die Geldfrage kam dadurch nicht zum Schweigen, und als mein Vater versicherte, daß ihm bereits das, was er an Geld und Pretiosen besessen, abgenommen worden sei, drangen zwei halbbetrunkene Burschen auf ihn ein und setzten ihm die Spitze ihrer Bajonette auf die Brust, ihn mit dem sofortigen Tode bedrohend, wenn er nicht Geld schaffe. Als meine Mutter dies sah, fiel sie mit einem Angstschrei in Ohnmacht. Sofort verwandelte sich die Scene; die Dränger ließen ab von meinem Vater, und unter dem Ruf: „Ah la pauvre femme! sécourez-la!“ bemühten sich alle, der Ohnmächtigen Beistand zu leisten; die beiden schlimmsten Gesellen schleppten einen Lehnsessel herbei, während andere in die Küche sprangen, Wasser zu holen. Noch einige Flaschen Wein und ein gefüllter Tabaksbeutel trugen das Ihre zur Begütigung der Plünderer bei, die sich bald wieder entfernten. Mein Vater brachte seine Frau mit der Magd in eine abgelegene Kammer, wo sie sich einschloß, und eilte nach der Vorwerksgasse, die von den Franzosen in Brand gesteckt und von Militär umstellt war. Hier fand er zwei in Mäntel gehüllte Offiziere, die dem Brande zusahen. Mein Vater, der Französisch so geläufig sprach wie seine Muttersprache, trat zu ihnen und bat sie, bei ihm Quartier zu nehmen. Die Küche sei zwar leer, wie heute in allen Häusern, aber er könne den Herren guten französischen Rotwein vorsetzen. „Eh bien! allons!“ entgegnete der eine Offizier. Mein Vater geleitete sie in seine Wohnung, und als sie hier ihre Mäntel ablegten, sah mein Vater mit einigem Schrecken, daß er einen General mit dessen Adjutanten eingeladen hatte. Die beiden Herren zeigten sich aber vollkommen zufrieden, als sie wirklich guten Bordeaux und ein Zimmer mit sauberen Betten erhielten. Von der Plünderungsnot blieben, dank ihrer vornehmen Einquartierung, meine Eltern von da an verschont. Der General war so liebenswürdig, jeden Tag, wenn er von der Mittagstafel

im sogenannten Palais kam, meiner Mutter einige Semmeln mitzubringen, was in jenen Tagen ein kostbares Geschenk war, da die Bewohner der Stadt auf das Empfindlichste an Brotmangel litten, denn alle Bäckereien waren militärisch besetzt und durften nur an die Soldaten Brot liefern.

Welchen Fährlichkeiten selbst Goethe, obgleich der Marschall Ney sein Quartier bei ihm genommen, ausgesetzt war, ist bekannt. Ebenso wissen wir aus geschichtlicher Überlieferung, daß es der edlen Herzogin Luise gelang, den ihrem Gemahl heftig zürnenden und in seinem Zorn die Grenzen des Anstands überschreitenden Imperator durch Mut und Würde zu bezähmen und es zu erreichen, daß der bereits auf Napoleons Lippen liegende Spruch: „Das Haus Weimar hat aufgehört zu regieren!“ unausgesprochen blieb.



Sechstes Kapitel.

Napoleon und der Herzog Karl August sahen sich zum ersten Male 1807 in Dresden, wo Napoleon im sächsischen Königsschlosse Hof hielt und die herbeigeeilten deutschen Fürsten empfing. Auch der Herzog von Weimar war erschienen — nolens volens! Am Morgen des großen Audienztages versammelte sich eine glänzende Gesellschaft von Fürsten, Generalen und Staatsmännern im Thronsaal. An der bestimmten Stunde fehlten nur noch wenige Minuten, und Karl August ging noch immer in unmutigem Sinnen in seinem Zimmer auf und ab. Erst als der ihn begleitende Adjutant ihn erinnerte, daß es die höchste Zeit sei, nach dem Schlosse zu fahren, eilte der Herzog zum Wagen und betrat kurz darauf erwartungsvoll den Audienzsaal. Kaum eine Minute nach seinem Eintritte wurden zwei Flügelthüren aufgerissen, der Ruf des Ceremonienmeisters „l'Empereur!“ ertönte, und Napoleon trat mit raschen Schritten ein, blieb in der Mitte des Saales stehen und ließ seinen Falkenblick durch den Kreis der Umherstehenden schweifen. Er suchte die weimarische Uniform und sein Auge blieb alsbald auf der Gestalt des im Hintergrunde stehenden Herzogs haften. Rasch ging Napoleon auf ihn zu, die Menge teilte sich, und

die beiden Männer, von denen ohne Zweifel jeder den anderen für den Interessantesten der Anwesenden hielt, standen sich zum ersten Male gegenüber. Die Anrede des Kaisers klang fast heftig; der Herzog antwortete ruhig, und auch die Erregung in des Kaisers Stimme legte sich. Es folgte nun ein etwa fünf Minuten langes Gespräch, welches Napoleon mit jenem Lächeln, das selten seine Züge erhellte, aber dann etwas Bezauberndes hatte, beschloß. Als der Herzog wieder in sein Hotel zurückkam, wagte sein vertrauter Begleiter ihn zu fragen, wie er den Kaiser gefunden habe? „Der Kerl ist doch so übel nicht!“ antwortete der Herzog, indem er den Uniformrock auszog, um ihn mit der geliebten bequemen Pekesche zu vertauschen. —

Napoleon war von großem Mißtrauen gegen die „legitimen“ Souveräne erfüllt. Er glaubte, daß sie, wenn sie sich auch vor seiner Macht beugten und ihm kaiserliche Ehren erwiesen, doch dies mit innerem Widerwillen thäten, im geheimen ihm die Ebenbürtigkeit nicht zuerkännten und ihn als Parvenü mißachteten. Kein Fürst konnte empfindlicher für einen auch noch so kleinen Verstoß gegen die ihm gebührende Etiquette sein, als Napoleon. Auf einer seiner vielen Reisen durch Deutschland berührte er auf der Tour von Dresden nach Paris im Jahre 1811 Weimar. Der zweite Sohn des Herzogs, Prinz Bernhard, welcher bereits als siebenzehnjähriger Jüngling bei Wagram sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte und später als holländischer General bekanntlich großen Ruhm erwarb, war beauftragt, den Kaiser an der weimarischen Grenze zu empfangen. Er hielt zu Pferde mit der berittenen Jägerei auf dem hinteren Schloßplatze und erwartete hier die Staffette, welche ihm die Nachricht vom Herannahen des Kaisers bringen sollte, um diesem dann bis zu der etwa eine Meile entfernten Grenze entgegenzureiten. Staffettenreiter waren in angemessenen Zwischen-

räumen mehrere Meilen weit hinaus postiert. Da aber der Kaiser diesmal in einer zweispännigen offenen Postkalesche fuhr, wurde er von den ersten Staffettenreitern nicht erkannt. Erst einer der näher bei Weimar aufgestellten Reiter sah, daß es der Kaiser war, der soeben bei ihm vorbeifuhr, und jagte nun, so schnell sein Roß laufen konnte, nach der Stadt und brachte dem Prinzen die Nachricht, daß der Kaiser bereits nahe dem Webicht, einem eine Viertelstunde vor Weimar befindlichen Gehölz, angekommen sei. Der Prinz sprengte sofort mit seinen Jägern in möglichster Eile davon und erreichte den Kaiser, als dieser kaum noch zehn Minuten von Weimar entfernt war. Zur Seite Napoleons saß einer seiner Marschälle, mit dem er sich eifrig unterhielt. Der Prinz ritt, den abgezogenen Federdreispitz in der Hand haltend, an den Wagen heran und erwartete, der Kaiser werde ihn anreden und ihm Gelegenheit geben, die verspätete Einholung zu entschuldigen. Der Kaiser aber gönnte ihm nur einen stummen Blick ohne Gegengruß, und der Prinz war genötigt, mit dem Hut in der Hand neben dem Wagen herzureiten, während der Kaiser fortfuhr, sich mit dem neben ihm sitzenden General zu unterhalten. Erst als sie in der Stadt anlangten, sagte der Kaiser: „Couvrez-vous, Prince!“ Man kann sich denken, mit welcher inneren Empörung und Aufbietung seiner Selbstbeherrschung der Prinz den Weg vom Webicht bis zur Stadt zurücklegte! Auch die Empfindungen Karl Augusts mögen nicht wenig bitter gewesen sein, als er vom Fenster des Schlosses die letzten Momente des empörenden Schauspiels gewahrte. —

Auf dem großen Fürstenkongreß, welcher 1808 vom 27. September bis 14. Oktober in dem seit 1806 kaiserlich französischen Erfurt gehalten wurde, versammelte Napoleon um sich den Kaiser von Rußland, die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg und Westfalen, fast sämtliche

souveräne Fürsten Deutschlands und eine große Anzahl Prinzen der regierenden Häuser. Nach dem mir vorliegenden gedruckten Originalexemplare des von der damaligen kaiserlichen Polizei herausgegebenen Verzeichnisses betrug die Anzahl der in Erfurt anwesenden Fürsten 37 und die der sie begleitenden Staatsmänner, Generale und Hofchargen 173. In Summa also bestand diese glänzende Versammlung aus 210 Personen. Dazu kam ein Heer von untergeordneten Beamten, Dienern und zugereisten Neugierigen. Eine Menschenmenge wogte in den Straßen Erfurts auf und nieder, wie dessen Mauern sie nie zuvor gesehen; dazwischen rollten glänzende Equipagen, und unter rauschender Militärmusik durchzogen Abteilungen der alten Garde mit ihren hohen Bärenmützen die Straßen.

Die imposante Erscheinung der alten Garde, dieser berühmten Elitetruppe des an Siegen reichen, militärischen Frankreichs, bildete einen der vornehmsten Anziehungspunkte für das schaulustige Publikum. Es sei mir gestattet, hier beiläufig eine nette Anekdote aus den Erfurter Festtagen aufzufrischen, welche Marco St. Hilaire in seiner jetzt wohl nur noch wenigen Lesern bekannten Biographie Napoleons erzählt. Napoleon stieg eines Tages mit dem Kaiser Alexander die Treppe seines Palastes hinab. Am Fuße der Treppe standen präsentierend zwei Gardisten, unbeweglich wie Statuen, wahre Prachtexemplare. Namentlich der eine zeichnete sich durch martialisches Aussehen aus, das noch durch eine ungeheure Narbe, die quer über das Gesicht lief, erhöht wurde. Napoleon blieb vor dem Manne stehen, ihn wohlgefällig betrachtend. „Que pensez-vous, Sire mon frère,“ wendete er sich an Alexander, „que pensez-vous de ceux qui survivent des telles blessures?“ — „Et vous, Sire mon frère,“ frug Alexander dagegen, „que pensez-vous de ceux, qui font des telles blessures?“ Napoleon antwortete nicht sogleich, da

brummte der Grenadier im tiefsten Baß leise, aber für die Kaiser hörbar: „Ils sont morts, ceux-là!“ Alexander beendete die Scene mit der schmeichelhaften Bemerkung, daß Napoleon hier, wie überall, Sieger bleibe. —

Daß es bei diesem Kongreß, ungeachtet der vielen Staatsverhandlungen, nicht an prunkvollen Festlichkeiten fehlte, läßt sich denken. Napoleon machte den liebenswürdigen Wirt und ließ seine Gäste wenig zu Atem kommen. Er war sehr heiter und erfreute seine hohe Umgebung durch manchen Scherz. Eine Zielscheibe des letzteren war mehrfach der König Friedrich von Württemberg, dessen alles Maß übersteigendes Embonpoint ihm in allen Bewegungen große Schwerfälligkeit verlieh und die Veranlassung war, daß der König stets als der letzte zur Tafel erschien. Als dies eines Tages wieder der Fall war, bemerkte Napoleon: „Sa Majesté de Wurttemberg vient toujours ventre-à-terre, mais elle vient toujours trop tard.“ Von dem ungeheuren Bauch des Württembergers werden wir alsbald wieder zu melden haben.

Der Herzog Karl August von Weimar, als „Nachbar“ des Kaisers, mußte (denn ein gewisses „muß“ war dahinter) es als Pflicht der Gastlichkeit ansehen, auf seinem Territorium der fürstlichen Versammlung ein Fest zu bereiten. Er lud sie zu einer großen Jagd auf dem Ettersberg bei Weimar ein. Es waren hierzu große Anstalten getroffen worden. Auf einer im Walde befindlichen Wiese hatte man einen geräumigen prächtig dekorierten Pavillon gebaut. Schon einige Tage lang war das im Ettersberg reichlich vorhandene Hochwild zusammengetrieben und bei jener Wiese mit Netzen umstellt worden. Nachdem die hohen Gäste sich im Pavillon versammelt hatten und auch die beiden Kaiser als die letzten erschienen waren, wurde ein opulentes Frühstück serviert, nach dessen Beendigung die Jagd begann. Das eingehegte

Wild wurde auf den den Pavillon umgebenden Rasenplatz getrieben, wo oft gegen zwanzig Hirsche und Rehe auf einmal ängstlich umherrannten. Napoleon war ein schlechter, aber eifriger Schütze. —

Aeneas schoß wild um sich her,
Und fehlt' ein Schwein, so groß wie er ꝛc.

singt Blumauer in der travestierten Aeneide, und dem Blumauerschen Aeneas that es Napoleon gleich: Er schoß wild um sich her, traf aber weiter nichts, als den Hut eines abseits, anscheinend in voller Sicherheit stehenden Forstbedienten.

Nachdem bereits eine große Menge des edlen Wildes erlegt worden war, wurde in dem mörderischen Geschäft eine Pause gemacht und Erfrischungen umhergereicht. Da geschah etwas ganz Außerordentliches. Der König von Württemberg trug seinen kolossalen Bauch in einem starken grünseidenen Netz, welches mit einem Bande um den Hals befestigt war und so das Monstrum emporhielt. Nun wollte es das Geschick, daß plötzlich das Band riß. Mit elementarer Gewalt brach der von seinen Fesseln befreite Bauch durch alle Schranken, das Netz zerriß, die Beinkleider zerrissen, und die Toilette des unglücklichen Königs zeigte sich in der trostlosesten Verfassung. Herren und Diener seiner Umgebung stürzten herbei, um das entfesselte Ungetüm zu bändigen und in seine Schranken zurückzubringen, aber alle Bemühungen waren vergeblich, und es blieb nichts übrig, als den in einen Mantel gehüllten König in seinen Wagen und schleunig nach Erfurt zurückzubringen. Viele der anfangs erschrockenen Festgenossen blickten dem Davoneilenden lächelnd und lachend nach, und König Friedrich hatte es sich jetzt in kurzer Zeit wiederholt gefallen lassen müssen, anderen die Veranlassung zu großer Heiterkeit zu geben, was sonst gar nicht seine Sache war, denn daheim pflegte er sich als übellauniger strenger Despot zu gebärden.

Auch König Friedrichs Ende (30. Oktober 1816) entbehrte nicht eines tragikomischen Anstrichs, wie hier beiläufig bemerkt werden möge. Der König war von starken asthmatischen Beschwerden und Wassersucht geplagt, und als er zu sterben kam, währte die Todesnot volle drei Tage. Während dieser Zeit mußte sein Leibarzt v. Froriep Tag und Nacht bei ihm sein. Gänzlich erschöpft von mehrtägigem Wachen und unfähig sich auf den Beinen zu erhalten, gedachte Froriep wenigstens einige Minuten zu ruhen. Er ließ sich auf einem, in einer Ecke des Zimmers stehenden, kostbaren Sessel nieder, fuhr aber wie von der Tarantel gestochen sofort wieder in die Höhe. Der Lehnstuhl hatte einen geheimen Mechanismus, welcher durch den sich Setzenden in Bewegung gebracht wurde und in die Stille des Sterbezimmers eine heitere Musik erklingen ließ, natürlich zum großen Entsetzen der das Bett des Königs Umstehenden. Niemand vermochte das Spielwerk zum Schweigen zu bringen, und unter der damals beliebten Melodie „blühe liebes Veilchen" hauchte der König seinen letzten Seufzer aus.

Noch in demselben Jahre wurde Froriep als Obermedizinalrat nach Weimar berufen, und hier hörte ich ihn meinem Vater, der ihm nahe befreundet war, jenen seltsamen Vorfall bei einem Glase Wein erzählen. —



Siebentes Kapitel.

Auf dem Wiener Kongresse wurde das Herzogtum Weimar zum Großherzogtum erhoben. Im ganzen waren der Veränderungen, die infolgedessen im großherzoglichen Hofhalte stattfanden, nur wenige, und der Großherzog selbst blieb sich gleich in seiner Neigung zu schlichter Einfachheit im äußeren Auftreten, die er, wo es darauf ankam, so gut mit fürstlicher Würde zu verbinden wußte. Was die Kleidung betraf, liebte er, besonders in seinem höheren Alter, die Bequemlichkeit über alles. Man sah ihn selten anders als in seiner dunkelgrünen Pekesche. Mit dem Namen Pekesche, oder auch polnischer Rock, bezeichnete man damals ein Kleidungsstück, welches einen ähnlichen Zuschnitt wie unsere heutigen Joppen oder Jaquets hatte, nur durch sogenannten Shawlkragen sich davon unterschied, und auf der Brust mit Schnüren von gleicher Farbe wie die des Rockes besetzt war. Diese Pekesche bildete einen nicht unwesentlichen Bestandteil des Bildes, welches der Weimaraner von seinem „alten Herrn" im Herzen trug. Wenn Karl August hohen Besuch hatte und diesem zu Ehren sich in der Generals-

uniform sehen ließ, schien es dem Publikum, als sei das gar nicht sein rechter, echter alter Herr. Wenn er aber in seiner alten Jagddroschke, die ein Hofkutscher in sehr prunkloser Livree lenkte, durch die Straßen fuhr oder, angethan mit der Pekesche und auf dem Haupte die dunkelgrüne Mütze mit Goldstreif, sich in den schattigen Wegen des Parkes erging, so imponierte seine Erscheinung den ihm Begegnenden nicht weniger, als wenn sie ihn mit Krone und Hermelin auf dem Throne gesehen hätten.

Je älter die Pekesche war, die Karl August trug, desto bequemer und lieber war sie ihm, und es hielt oft schwer, ihn zum Anlegen einer neuen zu bewegen. Eines Morgens beim Ankleiden war er kaum mit dem einen Arm in den Ärmel des Rockes, welchen der Kammerdiener Hecker hinhielt, gefahren, als er, das Kleidungsstück betrachtend, den Arm wieder herauszog und unwillig fragte: „Was ist das für ein Rock?“ — „Es ist eine neue Pekesche, Königliche Hoheit!“ antwortete Hecker. „Die alte war schon einigemal ausgebessert und so fadenscheinig, daß sie sich wahrlich für einen Großherzog nicht mehr schickte. Da habe ich denn eine neue machen lassen.“ Hecker war ein alter treuer Diener und als solcher wohl bisweilen ein wenig dreist, was ihm sein hoher Herr in seiner großen Bonhommie meist ungerügt hingehen ließ. — „Du weißt,“ sagte der Großherzog, „daß ich neue Röcke nicht gern trage. Jedenfalls hättest du mich erst fragen müssen. Wo hast du denn meine alte Pekesche?“ — „Die habe ich draußen im Vorzimmer. Ich wollte sie, sobald Königliche Hoheit angekleidet wären, forttragen.“ — „Wohin denn?“ fragte der Großherzog. „Was machst du denn mit meinen abgelegten Röcken?“ — „Die verkaufe ich an einen Erfurter Trödler. Die Erlaubnis dazu habe ich vom Herrn Hofmarschall.“ — „Wieviel bekömmst du denn für so eine Pekesche?“ — „Ach, Königliche

Hoheit, nicht viel! Die Röcke sind ja immer so abgetragen, daß ich nur einen Thaler, oder wenn's hoch kömmt, einen Speciesthaler dafür erhalte." — „Na, du sollst nicht zu Schaden kommen. Hier hast du einen Speciesthaler. Aber jetzt bringst du mir sogleich meine alte Pekesche!" —

Karl August war ein großer Tierfreund. Er hat die Entstehung der jetzt so zahlreichen zoologischen Gärten nicht erlebt, die ihm gewiß das größte Interesse abgewonnen haben würden. An Stelle dieser großartigen Institute hatte man ehemals die wandernden Menagerieen, die von sehr verschiedener Qualität waren. Von den reichen Menagerieen eines Aken, Martin rc. herab bis zu den kleinen Tierbuden, in welchen ein alter grämlicher Bär, ein magerer Wolf und ein als Adler figurierender Uhu gezeigt wurden, gab es alle möglichen Abstufungen. Zum weimarischen Vogelschießen, welches zu Karl Augusts Zeiten noch den Charakter eines wirklichen Volksfestes trug, erschienen auf dem Festplatze außer anderen Sehenswürdigkeiten stets eine oder mehrere Menagerieen, die sich, mochten sie groß oder klein sein, des Besuches des Großherzogs zu erfreuen hatten. Im Jahre 1824 wurde mein Vater, der damals Bürgermeister von Weimar war, officiell benachrichtigt, daß der Großherzog am nächsten Vormittag die in der Schießhausallee aufgestellte Martinsche Menagerie zu besuchen beabsichtige. Mein Vater empfing den Großherzog zur festgesetzten Stunde beim Schießhaus und geleitete ihn in die Menagerie. Außer dem gewöhnlichen Kontingent von Löwen, Tigern u. s. w. befand sich hier auch ein durch Größe und Stärke ausgezeichneter Wolf. Derselbe saß nach Hundeart in seinem Käfig, gegen dessen eisernes Gitter er sich lässig träge lehnte. Ohne weiteres steckte der Großherzog seine Hand zwischen den Eisenstangen durch und krauelte den Wolf im Nacken. Mit erschreckter Miene bat der Menageriebesitzer meinen Vater, dem

Großherzog zu sagen, daß der Wolf ein höchst gefährliches, bissiges Tier sei, und daß weder er selbst, noch einer der Wärter es wagen würde, sich dem Wolf in dieser Weise zu nähern. Der Großherzog hörte, was der Menageriebesitzer zu meinem Vater sagte, und entgegnete: „Lassen Sie das nur gut sein! Die Bestie weiß, wer es gut mit ihr meint." Und er fuhr noch eine Weile fort, dem Wolfe mit fester Hand die dichte Halskrause zu krauen. Der Wolf aber war durch die ihm ganz neue Liebkosung offenbar in eine so gemütliche Stimmung versetzt, als dies bei einem Wolfsgemüt möglich ist, und gab sein Behagen dadurch zu erkennen, daß er nicht nur still hielt, sondern auch seinen ohnehin stattlichen Mund durch Ziehen der Winkel desselben bis zu den Ohren verlängerte und ein wohliges Knurren hören ließ. Der schiefe Blick, welchen er dabei auf das umherstehende Menageriepersonal warf, schien sagen zu wollen: „Von jedem leide ich's freilich nicht!"

Der in den früheren Jugendjahren Karl Augusts hervorgetretene lebhafte Drang zu frischem, heiterem Lebensgenuß wich schon frühzeitig dem ernsten Streben, seine Regentenpflichten zum Wohle des Volkes gewissenhaft zu erfüllen und durch Vermehrung seiner Kenntnisse unermüdlich an seiner eigenen höheren Ausbildung zu arbeiten. Aber auch in seinen alten Tagen hat ihn die ihm innewohnende Neigung zum Humor nicht verlassen. Es gewährte ihm stets großes Vergnügen, einen guten Scherz oder komische originelle Äußerungen zu hören, selbst wenn dieselben ein etwas kräftiges Kolorit hatten. So gewährte es ihm ein wahres Gaudium, den Förster S t ö t z e r zu Eisenach fluchen zu hören. Dieser — übrigens ein braver und tüchtiger Forstmann — verstand das aus dem ff, und seine Flüche, in denen es von himmelblauen, schwefelgelben und anders gefärbten Donnerwettern regnete, waren weit und breit berüchtigt. Einmal überlief

ihn seine große natürliche Heftigkeit dergestalt, daß er in Gegenwart des Großherzogs auf der Jagd einen ungeschickten Treiber mit den Worten anfuhr: „Ei, du verdammter Tölpel, so wollt' ich doch, ein aschgraues Donnerwetter schlüg' dich gleich fünfzigtausend Klafter tief in den Erdboden hinein, daß der Teufel deine verfluchten Knochen am jüngsten Tage mit der Laterne zusammensuchen müßte!" — Ein anderes Mal war auf der Anhöhe über der von Eisenach nach Markfuhl führenden Chaussee ein Treibjagen gehalten worden. Nach dessen Beendigung stand der Großherzog mit dem General v. Seebach bereits unten auf der Chaussee, während die übrige Jagdgesellschaft, meist Herren vom Hofe, sich noch auf dem herab ins Thal führenden Fußpfade befand. „Hören Sie nur, Seebach, wie der Stötzer da oben tobt," sagte der Großherzog. Und in der That, oben auf dem Waldplateau über der etwa fünfzig Fuß hohen senkrechten Felswand, welche neben der Chaussee aufsteigt, hörte man den Stötzer wie ein Ungewitter toben und fluchen. Er war ganz außer sich über den Hergang des letzten Treibens geraten, die schönsten Hirsche und Rehböcke waren durch die meist mit ungeschickten Schützen besetzte Linie gegangen. Und gerade von diesem Treiben hatte Stötzer einen glänzenden Erfolg erwartet und sein waidmännisches Gefühl war durch das Mißlingen tief verletzt. Fluchend und schimpfend auf Treiber und Jäger erschien er oben am Rande der Felswand, und der Großherzog rief ihm zu: „Na, Stötzer, was hast du denn so fürchterlich zu schimpfen?" — „Gott straf' mich, Königliche Hoheit," rief Stötzer hinunter, „wenn Sie nicht dabei wären, so spräch' ich: — — alle miteinander — —!" (Vgl. Götz von B.)

In der Begleitung des Großherzogs im letzten Decennium seines Lebens erblickte man gewöhnlich den General v. Seebach — einen der vier Generale, welche das Großherzogtum

gleichzeitig besaß. Seebach war ein hagerer langer Mann von aristokratischem Aussehen, mit einem faltigen, sehr intelligenten Gesicht. Er war bekannt und beliebt durch seine große humoristische Begabung. Eine zahllose Menge, zum Teil vortrefflicher Witze sind von seinen Lippen geflossen, aber leider in das Meer der Vergessenheit, denn kein aufmerksamer Memorabiliensammler stand mit dem Notizbuch hinter ihm. Was seinen witzigen Aussprüchen einen besonderen Reiz gab, war die unbewegte Miene und der trockene Ton, mit welchem er sie vortrug. Man schrieb Karl August die Autorschaft der auf Seebach gemünzten Charade zu: „Das Erste ist ein großes Naß, das Zweite ist ein kleines Naß und das Ganze ist trocken."

Wie erwähnt, der Großherzog hatte den General Seebach gern in seiner Begleitung. Einst reiste er mit ihm nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Civilkleidung und fuhren in der bekannten alten Jagddroschke mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Hecker hinten auf der Pritsche. Als sie dem Leipziger Stadtthor nahe waren, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!" Es war damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder Passant an der Thorwache Namen, Stand und Wohnort angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen. „General v. Seebach aus Weimar," sagte der Großherzog. „Und Sie, mein Herr?" wendete sich der Sergeant an Seebach. „Großherzog von Weimar!" antwortete Seebach, ohne sich zu besinnen. „Aber, Seebach," sagte der Großherzog unwillig, als sie weiter fuhren, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?" — „Nun, Königliche Hoheit befahlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen

beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß ich den Ihren wählte. Das Inkognito ist damit gewahrt worden."

Von der schlichten Einfachheit, die Karl August liebte, sei hier noch ein Zug berichtet: Eines Tags sagte er zu seinem Kammerdiener: „Hecker, packe sogleich etwas Wäsche ein, auch für dich, wir verreisen." Hecker, in der Meinung, daß sein Herr eine der häufigen kleinen Reisen im Lande vorhabe, machte für ihn nur einen kleinen Mantelsack zurecht. In einer halben Stunde war alles fertig, und der Großherzog bestieg die bekannte Droschke, Hecker setzte sich hinten auf und der Wagen rollte zur Stadt hinaus auf die nach Süden führende Chaussee. „Aha," dachte Hecker, „es geht nach Ilmenau. Doch hoffentlich nicht nach Meiningen? Da hätte ich wohl mehr Wäsche einpacken sollen." Um sich hierüber zu beruhigen, frug er, „ob Königliche Hoheit sich längere Zeit in Ilmenau aufhalten würden?" „Nein," erwiderte der Großherzog, „wir nehmen von Ilmenau an Extrapostpferde und fahren nach Mailand." — „Großer Gott, nach Mailand?" rief Hecker entsetzt aus, „und ich habe ja nur etwas Leibwäsche für Sie eingepackt, und Königliche Hoheit haben nichts weiter, als was Sie an sich haben, die grüne Pekesche und —". „Beruhige dich, Alter," unterbrach ihn der Großherzog, „wir werden schon auskommen." Und so ging die Reise weiter, und vermöge der den Postillonen gespendeten guten Trinkgelder kam der Großherzog am sechsten Tage in Mailand an. Das in der Lombardei liegende österreichische Militär aller Waffengattungen war zum Zweck einer großen Heerschau in Mailand und nächster Umgebung zusammengezogen worden. Eine Heerschau, an der eine ganze Armee sich beteiligte, war damals ein weit selteneres Schauspiel, als in unseren Tagen, und der Großherzog, der ja selbst ein tüchtiger General war, hatte sich schnell entschlossen, der ihm von seinem Freunde, dem Vice-

könig der Lombardei, Erzherzog Rainer, zugegangenen Einladung zu folgen. Er setzte den Erzherzog von seiner Ankunft in Kenntnis und wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, obgleich er dagegen protestierte und sein Inkognito zu wahren suchte. So kam er auch nicht darüber hinaus, der Revue anders als in einer kaiserlichen Equipage, begleitet von einem General, beizuwohnen. Dem alten Herrn in der unscheinbaren Pekesche wurden dabei die höchsten militärischen Ehren erwiesen.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Mailand ging es an die Rückreise. Hecker war wieder bei dem nur geringe Mühe erfordernden Geschäft des Einpackens, als der Großherzog zu ihm trat und ein auf dem Tisch liegendes Paket bemerkte. Er frug, was das sei. „Es ist ein Stück Leinwand," antwortete Hecker, „ich möchte doch meiner Frau etwas von Mailand mitbringen." — „Kauft man denn dergleichen hier billig?" — „Ach ja, recht billig ist der Stoff; es ist freilich nichts Feines." „Hm!" machte der Großherzog. „Geh mal hin zu dem Kaufmann und kaufe mir ebenso ein Stück Leinen." — „Aber da muß ich doch etwas Feineres nehmen," sagte Hecker. „Doch nein," war der Bescheid des Großherzogs, „du nimmst ganz dasselbe billige Zeug!"

Als Karl August nach Weimar zurückgekehrt war und seiner Gemahlin und seinem eben anwesenden zweiten Sohn Bernhard von der Mailänder Reise erzählte, sagte er zur Großherzogin: „Da fällt mir ein, ich habe von Mailand etwas für den Haushalt mitgebracht. Hecker soll sofort das Paket bringen!" Das Paket wurde gebracht, geöffnet und der Großherzog sagte: „So billige Leinwand giebt es hier nicht. Laß mir Hemden davon machen." Die hohe Frau besah die Leinwand und sagte: „Nein, das geht wirklich nicht an, dazu ist das Zeug viel zu schlecht." Als die Großherzogin hiernach das Zimmer verlassen hatte, wendete

sich der Großherzog an seinen Sohn mit den Worten: „Nun, Bernhard, so will ich dir ein Geschenk mit der Leinwand machen. Du hast ja kleine Kinder, für die können Windeln daraus gemacht werden. Dazu ist das Zeug jedenfalls gut genug.“ — Der Prinz Bernhard hielt den Stoff prüfend gegen das Fenster und sagte: „Nein, gnädigster Papa, auch dazu ist das Zeug zu schlecht! Da geht ja — — durch!“



Achtes Kapitel.

Der Erbprinz Karl Friedrich, den wir als einen zarten, schüchternen Knaben kennen gelernt haben, wuchs zu einem sehr wohlgebildeten, stattlichen Mann heran und auch sein Charakter entwickelte sich in der vorteilhaftesten Weise. Güte und Rechtlichkeit kennzeichneten seine Lebensführung und die 25 Jahre seiner Regierung. Über alles Lob erhaben war die Haltung dieses vortrefflichen Fürsten in dem Sturmjahr 1848. Auch das sonst so friedliche Land Weimar war von der Revolutionsepidemie ergriffen worden. Aufgeregte Volksmassen füllten die Straßen der Stadt und den Hof des großherzoglichen Schlosses, tumultuarisch nach Ministerwechsel, Preßfreiheit &c. rufend. Mitten in diesem argen Tumult war der Großherzog der einzige, der vollständig seine Ruhe behielt. Zu den ihn umgebenden Personen, die beruhigend zu ihm redeten, während von unten wüster Lärm erscholl, sprach er: „Sie brauchen mich gar nicht zu beruhigen. Ich bin ruhig, denn mein Gewissen sagt mir, daß ich immer nur das Rechte und Gute für meine Unterthanen gewollt habe.“ Was ihm die an seine

Seite getretenen Vertrauenspersonen rieten, gewährte er nach ruhiger Prüfung, den stürmischen Wünschen des Volkes entsprechend. Aber noch größer, als in jenen Tagen des Dranges, bewährte sich Karl Friedrich in den auf 1848 folgenden Jahren der Reaktion. Gegenüber allem Drängen, die gegebenen Zusagen wieder zu kürzen, widerstand er mit männlicher Festigkeit: „Was ich versprochen habe, werde ich halten!“ sprach er, und dabei blieb es.

Im Jahre 1804 führte Karl Friedrich die durch körperliche wie geistige Anmut ausgezeichnete Kaisertochter von der Newa, Maria Paulowna, heim, die länger als ein halbes Jahrhundert für ihre neue Heimat eine reiche Segensquelle war. Im Wohlthun unermüdlich, unterstützte sie nicht nur einzelne Bedürftige, sowie wohlthätige Institute, sondern sie förderte mit ihren reichen Mitteln auch die Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, unter denen wohl keine war, die nicht wiederholt durch ihre Freigebigkeit gestützt und gehoben worden wäre. Und ihre Spenden zeigten, daß es der edlen Geberin nicht um eine planlose Befriedigung ihres Wohlthätigkeitstriebes zu thun war, sondern stets lag eine klare Durchschauung der Verhältnisse und ein sicheres Verfolgen des zu erreichenden wohlthätigen Zweckes zu Grunde. Es war daher ganz natürlich, daß die edle Fürstin eine Verehrung und Liebe im Lande genoß, die fast an Anbetung grenzte. Auch in ihrer Familie war sie ausgezeichnet, als die treueste Gattin, die liebevollste, weise sorgende Mutter. Sie hat es nicht erlebt, daß ihre Tochter Augusta Königin von Preußen und erste deutsche Kaiserin wurde, doch ward ihr in reichem Maße die Freude zuteil, zu sehen, wie dieser und ihrem einzigen Sohn, dem jetzigen Großherzog, dieselben Sterne leuchteten, die ihrem Leben seine Richtung gegeben hatten.

Die Großfürstin, wie sie in Weimar fortgenannt wurde, auch als sie bereits Großherzogin war, hing zwar mit großer

Liebe an ihrer neuen Heimat, doch auch die erste hielt sie in treuer Erinnerung hoch und wert, und von Zeit zu Zeit begab sie sich zu längerem oder kürzerem Aufenthalt nach Petersburg. Auf diesen Reisen gehörte stets ihr langjähriger Leibarzt zu ihrer Begleitung. Dies war einer der beiden ehemaligen Gespielen ihres Gemahls, der jüngere Bruder meines Vaters. Es war für mich stets ein Fest, diesen von seinen Petersburger Reisen erzählen zu hören, doch genoß ich dieses Vergnügen in einer zu frühen Periode meines Lebens, als daß mir mehr als einige dürftige Bruchstücke von den Erzählungen meines Onkels hätten im Gedächtnis bleiben können.

Wenn die Großfürstin in Petersburg verweilte, bewohnten die Herren ihres Gefolges ein zum Winterpalast gehöriges Nebengebäude und hatten da auch ihr gemeinschaftliches Speisezimmer. Das Essen wurde ihnen aus der kaiserlichen Küche geliefert und war gut, ja opulent. Der französische Rotwein dagegen, welcher aus den labyrinthischen kaiserlichen Kellern zu ihnen emporstieg, war ein ungenießbarer, elender Krätzer. Selbstverständlich war vom Hofmarschall die Lieferung einer sehr guten Qualität für die weimarischen Gäste befohlen worden, aber das bekannte System der Unterschleife, welches in der russischen Hofhaltung von jeher üblich war, hatte in diesem Falle den edlen Bordeaux zu Essig werden lassen. Wie unausrottbar dieses System ist, sollten die Herren bald erfahren. Einige Tage nach der Ankunft in Petersburg hatte die Großfürstin die Güte, meinen Onkel bei seinem ärztlichen Morgenbesuch zu fragen, ob er und die anderen Herren gut untergebracht und ob gut für sie gesorgt sei. Mein Onkel zögerte nicht, der Großfürstin die entsetzlichen, sogar die Gesundheit gefährdenden Weinverhältnisse offen darzulegen. Die hohe Frau war dadurch sehr unangenehm berührt, doch weniger überrascht,

denn wie aus ihren Äußerungen hervorging, war ihr nicht unbekannt, daß unter den russischen Hofbediensteten der ehrliche Mann eine rarissima avis war. Sie versprach, die Abstellung jenes Übelstandes zu vermitteln. Wie ernst sie aber die Sache nahm, ging daraus hervor, daß sie ihren Bruder, den Kaiser Nikolaus, selbst davon in Kenntnis setzte, wie übel den weimarischen Herren mitgespielt wurde. Der Kaiser geriet in großen Zorn und ordnete eine strenge Untersuchung an, infolge deren ein Kellermeister aus dem Dienst gejagt und wohl auch anderweit bestraft wurde. Und was war das Resultat für die Herren aus Weimar? Ein vorzüglich schöner Château erschien schon am nächsten Tage auf ihrer Tafel, und ebenso am folgenden. Aber wehe! bereits am dritten Tage kam der Krätzer wieder zum Vorschein. Der treffliche Bordeaux aber war auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Was blieb den Herren nun anders übrig, als sich aus einer nahen Weinhandlung jeden Mittag das erforderliche Quantum Rotwein auf ihre eigenen Kosten kommen zu lassen! Derselbe war sehr gut, aber sehr, sehr teuer. Eine erneute Beschwerde wäre aber wohl, nach dem beliebten modernen Ausdruck, inopportun gewesen.

Es konnte nicht fehlen, daß mein Onkel als Leibarzt der Großfürstin und als renommierter deutscher Arzt vielfach in Petersburg zu Konsultationen zugezogen wurde, die in den meisten Fällen ihm sehr anständige Honorare, wie sie im guten Weimar völlig unbekannt waren, eintrugen. Und es war ihm in der That zu gönnen, daß der „großfürstliche Leibarzt“ ihm wenigstens während des mehrmaligen Aufenthaltes in Petersburg einige goldene Früchte trug, denn daheim in Weimar trug der Leibarzt wenig ein. Eine einzige Konsultation in Petersburg brachte ihm mehr als das Dreifache seines Jahresgehaltes ein; freilich war und blieb es die einzige so ergiebige, und wurde von keiner zweiten

auch nur annähernd erreicht. Ein reicher, kinderloser russischer Fürst war hoffnungslos krank und von seinen beiden Ärzten aufgegeben. Auf Wunsch des Fürsten wurde mein Onkel zu einer Konsultation eingeladen. Nachdem er den Kranken examiniert und untersucht hatte, begab er sich mit den beiden russischen Kollegen in ein anderes Zimmer zur Beratung. Hier war ein von Silber und Krystall glänzender Tisch gedeckt, auf welchem die feinsten Weine und ausgesuchte Delikatessen zum Genuß einluden. Die Konsultation war kurz, denn die drei Ärzte waren der gleichen Ansicht, daß dem armen reichen Manne nicht mehr zu helfen sei, und daß nur die Aufgabe bestehe, dem Kranken möglichst sanft über die letzten Stunden hinweg zu helfen. Daß das Frühstück etwas länger gedauert habe, als die Konsultation, ist eine Vermutung, welcher nicht alle Wahrscheinlichkeit abzusprechen ist. Als die Herren sich entfernten, überreichte der an der Treppe stehende Haushofmeister meinem Onkel mit höflicher Verbeugung ein kleines Portefeuille, in welchem er das aller Achtung werte Honorar von zwölfhundert Rubeln fand.

Einen anderen russischen Großen, einen Fürsten D., befreite mein Onkel durch seine ärztliche Kunst von einem langjährigen Leiden und gewann dadurch die Gunst und Zuneigung dieses Herrn in hohem Grade. Wenn er später wieder nach Petersburg kam, verbrachte er manche angenehme Stunde bei dem Fürsten. Dieser war ein feingebildeter alter Herr, der in seinem prachtvollen Palast ein ziemlich einsames Junggesellenleben führte. Nebenbei galt er für einen der reichsten Männer in Petersburg. Er bewohnte mit seiner Dienerschaft das Erdgeschoß des Palastes, während die oberen Räume Bilder, plastische Kunstwerke und andere kostbare Sammlungen enthielten. Als mein Onkel eines Tages mit dem Fürsten in traulichem Gespräche saß,

welches sich auch auf naturwissenschaftliche Gegenstände lenkte, lud ihn der Fürst ein, die Herrlichkeiten des oberen Stockwerkes anzusehen. Sie stiegen hinauf und durchschritten eine Reihe glänzender Säle, von denen die ersten Meisterwerke der Malerei und Skulptur, die folgenden in großen Mahagonischränken wohlgeordnete zoologische, mineralogische und ethnologische Sammlungen enthielten. Bei den Erklärungen, welche der Fürst über den und jenen Gegenstand gab, zeigte sich, daß er weitgehende und gründliche Kenntnisse besaß. Als sie sich dem Eingang zum letzten Saal näherten, sagte der Fürst: „Jetzt kommen wir zu meinem Quodlibet, mit der Wissenschaft hat es hier ein Ende.“ In diesem letzten Saal standen zwölf Glasschränke, von denen sich einer durch kunstvolle Schnitzerei und durch eingelegte Arbeit aus Silber und Perlmutter vor den übrigen auszeichnete. Sie enthielten allerlei, zum Teil sehr kostbare Seltenheiten und Kunstwerke aus Gold, Silber, Email und edlen Steinen, venetianische Gläser, Elfenbeinschnitzereien u. dgl. m. Aber der eine ausgezeichnete Glasschrank enthielt weiter nichts, als ein Paar darin aufgehängte alte Pferdegeschirre, die vor langen Jahren wohl recht elegant gewesen sein mochten, es jedenfalls aber nicht mehr waren. „Nicht wahr, Sie wundern sich über den seltsamen Inhalt dieses Schrankes?“ sagte der Fürst zu meinem Onkel, der ihn, vor dem Schranke stehend, fragend anblickte. „Nun, was Sie darin sehen, das ist das kostbarste Stück in dieser ganzen Sammlung, und Sie sollen hören, was es damit für eine Bewandtnis hat.“

Als die beiden Herren wieder unten im Zimmer des Fürsten bei einer Flasche feurigen Syrakusaners saßen, erzählte der Fürst folgendes: „Ich war vierundzwanzig Jahre alt, Offizier in der Leibgarde des jungen Kaisers Alexander, der soeben seinem und Ihrer Großfürstin unglücklichen Vater

Paul auf dem Throne gefolgt war, und befand mich in der angenehmen Lage, jung, gesund und lebenslustig, dabei Herr eines ansehnlichen Vermögens und — mehr als das alles! — der glückliche Bräutigam der schönen und liebenswürdigen Gräfin N. zu sein. Ich liebte sie mit schwärmerischer Leidenschaft, und sie erwiderte meine Gefühle in derselben Weise. Nur zwei kurze Wochen trennten uns von dem Tage, der uns für immer vereinen sollte. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Anna erkrankte und starb an demselben Tage, an welchem unsere Trauung stattfinden sollte. Meinen Schmerz will ich Ihnen nicht schildern — ich glaubte nicht mehr leben zu können. Aber, was vermögen nicht die Zeit und — die Jugend. Ich begab mich in Gesellschaft eines lieben Freundes auf Reisen und kehrte nach einem Jahre hierher zurück, zwar nicht mehr der frühere fröhliche Knabe, doch meinen Verlust ruhig zu ertragen gewöhnt und wieder fähig, mich an der damals in rauschenden Festlichkeiten sich ergehenden Gesellschaft zu beteiligen. Aber eine neue Leidenschaft hatte sich meiner bemächtigt, die des Spieles. Es wurde zu jener Zeit in der vornehmen Petersburger Gesellschaft viel und sehr hoch gespielt. Bisweilen handelte es sich an einem Abende um Gewinn oder Verlust von Hunderttausenden. Das Glück schien mir wohl zu wollen, ja es kam eine Periode, in welcher ich fast täglich bedeutende Summen gewann, so daß ich am Pharotisch eine gefürchtete Person wurde. Das feuerte mich an, mit großer Kühnheit und gerade mit Beiseitesetzung der auf Wahrscheinlichkeitsrechnung sich gründenden Spielregeln zu pointieren. Das Glück blieb mir auch dann treu — bis auf einen Abend. Ein Souper beim Grafen C. wurde, wie gewöhnlich, mit einem die Nacht hindurch währenden Spiele beschlossen. Der Graf hielt Bank, und ich begann sogleich mit hohen Einsätzen dieselbe zu bestürmen. Im Anfang wechselten Gewinn und Verlust, aber

dann trat eine Periode ganz unglaublichen Malheurs für mich ein. Jeder Satz, den ich wagte, ging verloren, was mich nur zu höheren Pointieren trieb, und bald hatte ich meine ganze Barschaft verspielt. Ich begab mich in meine nahe Wohnung und holte die Kasette, in welcher sich meine Wertpapiere befanden. Das Unglück hörte nicht auf, mich zu verfolgen, und in weniger als einer Stunde hatte ich über zweihunderttausend Rubel verspielt. Noch besaß ich zwei große Güter und das Haus, in welchem ich wohnte. Sie wurden von einem der Anwesenden taxiert und gingen in einer einzigen Taille verloren. Ich erhob mich und trug einem Lakaien auf, meinen Wagen vorfahren zu lassen. Totenstille war im Zimmer, selbst der glückliche Gewinner meines gesamten Vermögens saß bleich und mit verlegener Miene hinter seinen aufgehäuften Schätzen. „Es bleibt mir nun nur noch die Bitte übrig," sagte ich zum Grafen C., „daß Sie mir erlauben, noch diese eine Nacht in meinem oder vielmehr nun Ihrem Palais zu schlafen. Wo ich morgen mein Haupt hinlegen werde, das mögen die Heiligen wissen." „Benutzen Sie Ihr Haus so lange Sie wollen," entgegnete C. „Aber ich höre so eben Ihren Wagen vorfahren — wollen Sie nicht noch einmal Ihr Glück versuchen? Ich taxiere denselben für achthundert Rubel — sind Sie damit einverstanden?" — Sie können wohl denken, daß ich darauf einging, und schon beim zweiten Abzug war der Wagen verloren. „Und nun noch die Pferde!" sagte ich. „Sie kosten mich 1200 Rubel." Graf C. zog ab, und meine schönen Pferde gesellten sich zu dem übrigen. „Jetzt bin ich aber gründlich zu Ende," sagte ich, „ich müßte meinen eigenen Leib und Seele auf eine Karte setzen, wenn ich noch einmal spielen wollte." — „Nicht nötig, lieber Fürst!" rief einer der anwesenden Herren, „Sie haben zwar Pferde und Wagen verloren, aber noch sind die beiden schönen Geschirre,

welche die Pferde tragen, Ihr Eigentum. Die sind doch sicher ihre zweihundert Rubel wert." Graf C. ergriff ein neues Spiel Karten, ich zog aus meinem Talon die Pique-Fünf, und sah mit völliger Gleichgültigkeit dem Abziehen der Karten zu. Roi perd, Valet gagne — Dix perd, Huit gagne! klang es einförmig und interesselos an mein Ohr. Und als es hieß: As perd, Cinq gagne, und als C. zweihundert Rubel vor meine Karte legte, mußte ich lächeln über die Großmut des Geschickes, das mir von den verlorenen 7 bis 800 000 Rubeln zweihundert zurück erstattete. Ich ließ den Gewinn stehen und bog eine Paroli. Auch dies gewann, und meine brave Fünf erhielt ein Six-leva. Schon der nächste Abzug erfolgte zu meinen Gunsten. Die Fünf wurde zu einem Douze-leva gebogen und gewann zum viertenmale in derselben Taille. Dreitausend Rubel lagen vor mir. Mut und Interesse waren wieder gewaltig in mir erwacht. Ich spielte weiter und wagte die kühnsten Sätze. Das Glück begünstigte mich jetzt in derselben unerhörten Weise, in der das Unglück mich vorher verfolgt hatte. Und daß ich es kurz mache: ich gewann meine Equipage, mein Haus, meine Güter und mein Geld zurück, letzteres bis auf die letzte Kopeke, aber auch nicht eine Kopeke mehr, denn als ich diesen glücklichen Erfolg erreicht hatte, und Graf C. fragte, ob ich noch eine Taille wünsche, dankte ich und gab vor den versammelten Herren mein Ehrenwort, daß ich nie wieder spielen würde. Ich habe wohl bei späteren Gelegenheiten dem Spiele oft mit Interesse zugesehen, aber nie die Versuchung gefühlt, mich daran zu beteiligen, so daß es mir gar nicht schwer geworden ist, mein Wort zu halten. Aber meine Retter aus großer Lebensnot, die beiden Pferdegeschirre, habe ich damals sogleich außer Dienst gesetzt und ihnen ihren Ehrenplatz in demselben Schranke angewiesen, in welchem Sie noch heute, nach fast dreißig Jahren, sie gesehen haben.

Meine Erzählung hat noch einen kleinen Appendix, sprach der Fürst nach einer Pause, welche dem goldglänzenden Syrakusaner gewidmet worden war. Als Haupt meiner Familie und im unbeschränkten Besitz des durch Erbschaften bedeutend angewachsenen Vermögens, errichtete ich mit Genehmigung des Kaisers ein Familienstatut, welchem zufolge jedes mündig werdende Glied meiner Familie vor dem Schranke, welcher die Pferdegeschirre enthält, das Gelöbnis abzulegen hat, sich für immer des Hazardspieles zu enthalten. Wer dieses Versprechen bricht, oder sich nicht dazu versteht, es abzulegen, geht jedes Erbanspruchs an das D.sche Hausvermögen verlustig. Leider hat diese Bestimmung ihre Bedeutung verloren, denn schon seit Jahren bin ich der letzte Überlebende meines Geschlechtes. In wehmütige Erinnerung sich versenkend, leerte der Fürst sein Glas. —

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich noch einmal zu der Erinnerung an die edle und gütige Frau zurück, die 55 Jahre unserem Lande angehörte, und während dieser langen Zeit nie müde wurde, wohl zu thun und alles Gute zu fördern. Die hohen Geistesgaben und die in der That seltene wissenschaftliche Bildung der Großfürstin hatte doch Raum für eine kleine menschliche Schwäche gelassen. Bei aller Verstandesklarheit hing sie an einigen abergläubigen Vorstellungen fest. Man macht übrigens diese Beobachtung nicht selten selbst an höchst begabten Geistern, und kann sie sich nur dadurch erklären, daß den meisten Menschen der Hang zum Wunderbaren angeboren ist und oft dem gesunden Menschenverstande eine eherne Mauer entgegenstellt. Erlebten wir es doch in unseren Tagen, daß Männer der Wissenschaft, und sogar der Naturwissenschaft, wie der ausgezeichnete Astrophysiker Zöllner und der durch seine vortreffliche Entwickelungsgeschichte des Weltalls bekannte

du Prel dem gröbsten spiritistischen Unsinn huldigten. Die abergläubischen Anwandlungen unserer verehrten Großfürstin waren harmlose Produkte der Erziehung und Gewohnheit, keineswegs jedoch grobe Ausschreitungen einer krankhaft erregten Phantasie, wie bei den genannten Männern. Der auch bei uns so häufig zu findende Aberglaube, daß am Freitag begonnene Dinge schlecht geraten, hat in Rußland durch seine ganz allgemeine Verbreitung eine gewisse Sanktion erhalten, und die Großfürstin machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme von ihren Landsleuten. Eines Tages, es war ein Donnerstag, schrieb sie in wichtigen Familienangelegenheiten an ihren Bruder, den Kaiser, sowie an den weimarischen Geschäftsträger und andere Personen von Bedeutung mehrere Briefe, die mit gewissen wichtigen Schriftstücken durch einen besonderen Kurier nach Petersburg gebracht werden sollten. Der Kurier wartete am Donnerstag Abend in einem der Vorzimmer des Schlosses auf seine Abfertigung, während der Wagen mit Extrapostpferden im Schloßhofe bereit stand, ihn mit seinen Depeschen davonzutragen. Stunde auf Stunde verstrich der Fürstin unter eifrigem Schreiben. Endlich, eine halbe Stunde nach Mitternacht, verschloß sie das Paket mit ihrem Siegel und übergab es eigenhändig dem Kurier, diesem die schleunige Beförderung anbefehlend. Mit Befriedigung hörte sie, wie der Wagen des Kuriers in raschem Trabe über das Pflaster des Schloßhofes rasselte und wie dieser Schall sich bald in der Stille der Nacht verlor. Erst eine halbe Stunde später kam der Großfürstin der Gedanke, daß der Kurier nach Mitternacht, also bereits am Freitag, mit den Depeschen abgeschickt worden war. Auf das schleunigste wurde ihm eine reitende Stafette nachgeschickt mit dem schriftlichen Befehl an den Kurier, sofort wieder umzukehren und die Depeschen zurück zu bringen. Der Kurier war bereits bei der dritten Station

angelangt, als ihn die Stafette erreichte. In der ersten Stunde des Sonnabend wurde das Depeschenpaket dem Kurier von neuem übergeben, jedoch nicht ohne daß es erst wieder geöffnet und in einen anderen Umschlag eingesiegelt worden war.

Mit der eine strenge Beobachtung der konventionellen Formen unausgesetzt berücksichtigenden Erziehung, welche die Großfürstin am Hofe ihres Vaters, des Kaisers Paul, erhalten hatte, hing es zusammen, daß die stets so gütige Fürstin auf jeden Verstoß gegen die Form sofort reagierte, was zwar ernst, aber doch immer in der mildesten Weise geschah. Der Generalsuperintendent N. zu Eisenach mußte dies einst an seiner Person erfahren. Er war ein wackerer Geistlicher, wandelte jedoch auf dem glatten Parkett des Hofes nicht mit ganz sicherem Fuße. Er erfreute sich der Gunst der Fürstin, die als warme Beschützerin der wohlthätigen Frauenvereine des Landes es an N. schätzte, daß er sich um die Förderung des Frauenvereins zu Eisenach vielfach verdient gemacht hatte. So oft er nach Weimar kam, ließ er sich bei der Großfürstin melden, die ihm dann gewöhnlich Audienz erteilte und sich von ihm über den Fortgang des Eisenacher Frauenvereins berichten ließ. So geschah es auch einmal, daß N. nach geschehener Anmeldung ersucht wurde, sich gegen Abend zum Thee beim sogenannten Tempelherrenhause im Parke einzufinden. Hier gab die Großfürstin an schönen Sommertagen bisweilen kleine Theegesellschaften. N. stellte sich ein und wurde von der Großfürstin alsbald sehr gnädig angeredet, und beantwortete die an ihn gestellten Fragen zur Befriedigung der hohen Frau. Damit wäre ja alles gut gewesen, aber — si tacuisses philosophus fuisses! Es fiel dem guten Generalsuperintendenten ein, daß er in den Zeitungen von einer Unpäßlichkeit des Kaisers Nikolaus gelesen hatte, und daß es nun an

ihm sei, eine höfliche Frage an die Fürstin zu richten, was er mit den Worten that: „Wie befindet sich denn Ihr Herr Bruder?“ Lächelnd, aber befremdet sah ihn die Großfürstin an und that die Gegenfrage: „Meinen Sie Seine Majestät den Kaiser?“ worauf sie sich zu einem anderen der Anwesenden wandte. Das nächste Mal aber empfing sie den guten N. ebenso gnädig wie zuvor.



Neuntes Kapitel.

Aus den vorhergehenden Blättern wird es dem Leser bereits klar geworden sein, daß es mir fern gelegen hat, eine Selbstbiographie zu schreiben, in welchem Unternehmen der unberechtigte Anspruch auf irgend ein Interesse des Lesers an meiner Person gelegen haben würde.

Bis hierher reicht das, was mir aus den von meinen Eltern und einigen anderen, mir nahe stehenden Personen überlieferten Erinnerungen im Gedächtnis geblieben ist. Dieselben beziehen sich auf eine durchschnittlich fast hundert Jahre hinter uns liegende Zeit. In den folgenden Blättern gebe ich das, was mir aus meinen eigenen Erinnerungen mitteilenswert erscheint. Auch sie tauchen aus einer fünfzigjährigen Vergangenheit auf. Ich werde meine Person dabei möglichst im Hintergrunde halten, und nur aus chronologischen Rücksichten sei hier erwähnt, daß ich im ersten Monat des Jahres 1821 geboren bin.

Meine Erinnerungen aus den Jahren der Kindheit reichen soweit zurück, daß ich davon kaum zu sprechen wage. Es ist jedoch vollkommen wahr, daß ich mich noch deutlich zweier Situationen erinnere, in denen ich mich vor Ablauf meines zweiten Lebensjahres befunden habe. Ich erwähne dies, weil

bekanntlich behauptet wird, daß das vegetative Dasein des Menschen in den ersten zwei bis drei Jahren keine Erinnerung hinterlasse. Aber ich war durchaus kein Wunderkind, weder aus jenem Grunde, noch deshalb, weil ich bereits im vierten Jahre lesen konnte, wie meine Eltern eines Tages zu ihrer Überraschung entdeckten. Hierzu hatte mir kein geringerer Lehrmeister verholfen, als das Kindermädchen, welches mich früher auf dem Arme getragen hatte. Ihre Methode war nicht gerade wissenschaftlich, aber ganz praktisch. Sie zeigte mir auf Zeitungsblättern und Theaterzetteln die einzelnen Buchstaben und belegte jeden mit einem auf seine Gestalt bezüglichen Namen. Ich erinnere mich, daß sie das i das Lichtchen, e das Fensterchen, l den Stiefel, x den Schlüssel nannte. Nachdem ich so die ersten Süßigkeiten der Wissenschaft gekostet hatte, trug ich großes Verlangen, in die Schule zu gehen, die ich mir ganz herrlich dachte. Diesem Wunsche wurde entsprochen. In unserer Nachbarschaft hielt ein wackerer Lehrer, Namens Gerbing, eine in gutem Rufe stehende Privat-Elementarschule. Diesen Herrn Gerbing ließ mein Vater eines Tages zu sich bitten und übergab mich ihm als seinen jüngsten Schüler. Ich war darüber vor Freude so sehr außer mir, das ich um Herrn Gerbig herumsprang und seine langen Beine umarmte. Doch ach! wie so oft im Leben das, was wir sehnlich wünschen und herrlich ausmalen, seinen ganzen Zauber verliert, sobald wir es erreicht haben, so ging es auch mir mit der Schule. Am ersten Schultage, wo mir alles noch neu war und ich mich in der Gesellschaft so vieler Knaben befand, schien mir die Sache nicht so übel zu sein. Aber schon am zweiten Tage kam sie mir langweilig vor, und ich empfand peinlich den Zwang, stundenlang still sitzen zu müssen, statt draußen auf dem kleinen Kastanienberg vor unserer Wohnung mit Knaben meines Alters mich herum zu tummeln.

Und am dritten Morgen, als die Uhr neun schlug, weigerte ich mich ganz entschieden, hinüber in die Schule zu gehen. Freundliches und ernstes Zureden, selbst Drohungen der Eltern halfen nichts — ich verweigerte hartnäckig den Gehorsam. Erst als mein Vater zu der ultima ratio der Pädagogen griff und auf dem Revers meiner Persönlichkeit sehr unangenehme Empfindungen erzeugte, gab ich den Widerstand auf und ließ mich, geschlagen und gedemütigt, wie ich war, durch das Dienstmädchen zur Schule bringen.

Die Schulstube war in zwei Hälften abgeteilt, in deren einer die Knaben, in der anderen die Mädchen saßen. Mit Recht hält man jetzt dafür, daß eine solche lokale Gemeinsamkeit unzulässig ist und oft Unzuträglichkeiten mit sich bringt, wie ich sie später beim Vorbereitungsunterricht zur Konfirmation kennen lernte, welcher sämtlichen Konfirmanden der Stadt, beiderlei Geschlechts, im Saale der Bürgerschule von geistlichen Herren erteilt wurde. Da flogen fortwährend von der Knabenseite Briefchen hinüber zu den Mädchen und verursachten Störungen, die sich für den ernsten Zweck des Unterrichts durchaus nicht schickten. Ähnliche Nachteile kamen aber in der Gerbingschen Schule nicht zum Vorschein. Hier waren den Scholaren die Schwingen des bekannten Flügelkleides noch nicht so weit gewachsen, daß sie zu dergleichen unstatthaften Exkursionen hingereicht hätten. Im Gegenteil läßt sich von einem Nutzen sprechen, welchen jene Gemeinsamkeit des Schullokales für die Knaben mit sich brachte, indem diese sich bemühten, sich auch im Lernen als das stärkere Geschlecht zu erweisen. Auch fühlten sie sich angeregt, gewisse schmerzhafte Empfindungen, welche unter Umständen das spanische Rohr ihnen zuteilte, mit heldenhafter Selbstbeherrschung ohne Wehklage zu erdulden, was ohne Zweifel zu ihrer Willens- und Charakterstärkung beitrug. Es kam nicht selten vor, daß bei intensiveren Strafexekutionen

sich auf der Mädchenseite ängstliches Weinen und mitleidiges Fürbitten erhob, während die zugeteilten Prügel von den Geschlagenen nicht nur ohne Klage, sondern sogar mit lächelnder Miene in Empfang genommen wurden. Diese Hervorkehrung der Mannhaftigkeit im Gegensatz zur Weichheit des weiblichen Gemütes machte sich auch bei anderer Gelegenheit geltend. In der Lesestunde mußten die Kinder in abwechselnder Reihenfolge die Lesestücke des „Schwabeschen Lesebuches" vorlesen. Unter letzteren befindet sich die Erzählung von einem kranken Knaben, dessen Hinscheiden in sehr beweglicher Weise geschildert wird. Während des Vorlesens dieser Scene vergossen die meisten Mädchen unter lautem Schluchzen reichliche Thränen, und die Jungen, welche sich über solche Weichheit erhaben fühlten, brachen in ein echter Kannibalen würdiges Hohngelächter aus.

Ich kann nicht umhin, mit einigen Worten auf die damals und leider auch noch jetzt üblichen Schulprügel zurück zu kommen. Nicht der gute Herr Gerbing, wohl aber ein Hilfslehrer, Namens Lohrmann, ein noch junger Seminarist, war sehr freigebig mit der Anwendung des spanischen Rohres, das er mit Virtuosität zu handhaben verstand. Wir merkten wohl, daß es ihm ein Genuß war, Schläge zu geben, und daß er oft auch dann prügelte, wenn kein genügender Grund dazu vorlag. Das erweckte in uns einen so tiefen Haß, wie man ihn kaum in Kinderseelen für möglich halten sollte. Mehrere Knaben verschworen sich sogar zu einem Racheakt, der ganz ernst gemeint war. Vor dem Beginn der Lohrmannschen Unterrichtsstunde spickten sie das Sitzkissen des Lehrerstuhles mit Stecknadeln, deren Spitzen durch Umbiegen der Nadeln nach oben gerichtet waren. Lohrmann kam, setzte sich, und — Nemesis schlief. Die gespannten Erwartungen der Verschwörer wurden getäuscht, denn ihre sinnreiche Vorrichtung versagte den gewünschten

Dienst, und wurde, nachdem der Lehrer das Zimmer verlassen, wieder entfernt.

Hier hat man ein Beispiel von dem nachteiligen moralischen Eindruck, welchen ungerechte und üble Anwendung des Prügelsystems auf das Gemüt der Kinder macht. Ebenso kann man mit Bestimmtheit sagen, daß es auf den Charakter des Lehrers in der Regel nachteilig wirkt. Ich denke hierbei an so manche mir bekannt gewordene Prügelwüteriche, die gewohnt waren, bei der geringsten, ihren Ärger oder ihre Ungeduld erregenden Veranlassung Prügel auszuteilen, und zwar sehr oft in einer das allenfalls zulässige Maß weit überschreitenden Weise. Aus den Erfahrungen, welche ich in einer vieljährigen Amtsthätigkeit als Gerichtsarzt erworben habe, könnte ich so manchen Fall erzählen, in welchem die Gesundheit von Kindern, ja sogar von zarten kleinen Mädchen und Knaben durch dergleichen Mißhandlungen ernstlich gefährdet und geschädigt wurde. Es mag jetzt in dieser Hinsicht nicht mehr so schlimm in den Volksschulen aussehen, wie früher. Aber von einer gründlichen Abschaffung der mißbräuchlichen Prügelei in unseren Schulen, namentlich in den Dorfschulen, sind wir noch weit entfernt. Ich denke übrigens nicht daran, alle Schulprügel zu verdammen. Ich möchte sie nur auf die Fälle beschränkt wissen, in denen größere Schulknaben durch boshafte, rohe Streiche, systematische Faulheit, Widerspenstigkeit u. dergl. sich zur Applikation des Stockes, als des hier einzig richtigen Straf- und Besserungsmittels, bestens qualifizieren.

Aus der Gerbingschen Schule rückte ich nach einigen Jahren in eine Privatschule höheren Ranges ein, und besuchte zu gleicher Zeit die lateinisch-griechische Privatschule des Pastor Heinrich. Der Unterricht in letzterer wurde täglich morgens von 7 bis 9 Uhr erteilt, im Sommer wie im Winter. Es war in der That keine Annehmlichkeit, im

Winter morgens um sieben, bei noch dunkler Nacht und scharfem Frost, zur Schule zu gehen. Neben der Wohnung des Pastor Heinrich wohnte ein Fleischer, dessen drei Knaben ich jedesmal beim Vorbeigehen in der warmen Stube mit ihrer Mutter am Kaffeetisch sitzen und die Tassen wechselsweise mit mächtigen Butterbroten zum Munde führen sah. Mehr beneidet ein Proletarier den in seiner Prunkkarosse an ihm vorbeirollenden Nabob nicht, als ich die drei behaglich frühstückenden Fleischerjungen.

Der Pastor Heinrich, ein ältlicher, dicker und gelehrter Junggeselle, war ein vortrefflicher Lehrer, der seinen Scholaren eine sehr solide grammatische Grundlage für die lateinische und griechische Sprache gab. Nur handhabte er nach unserer Ansicht das spanische Rohr in zu freigebiger und eindringlicher Weise. Nicht immer nahm er damit volldosige, eigentliche Exekutionen vor. Bei kleineren Vergehen gegen die Grammatik oder Schülerpflichten begnügte er sich, das Röhrchen zu sogenannten Handschmitzchen zu benutzen. Der Delinquent mußte seine Hand, die Innenfläche nach oben, in die offene Hand des Pastors legen, und dieser führte darauf einen recht kräftigen Schlag, oft auch zwei oder drei. Die erste Empfindung darnach war ein nicht unangenehmes Wärmegefühl, nach einigen Sekunden ging dieses in ein lebhaftes Jucken über, und diesem folgte sehr schnell ein anhaltendes schmerzhaftes Brennen, welches um so heftiger war, je mehr man das vorausgegangene Jucken durch Reiben der Handfläche an den Hosen zu stillen gesucht hatte. Ich hatte einst in unangenehmer Erwartung des Kommenden meine Hand in die des Pastors gelegt. Er schlug tüchtig zu, und ich — ob unwillkürlich oder nicht, weiß ich nicht mehr — zog meine Hand schnell zurück, und der mir zugedachte Schlag fiel in des Pastors eigene Hand. O weh! was wird nun kommen? dachte ich. Aber siehe da! Der gestrenge Herr wollte sich

vor seinen Schülern keine Blöße geben und ließ sich nichts merken. Ich aber, der ich in seiner nächsten Nähe saß, beobachtete verstohlen mit innigem Vergnügen, wie er unter dem Tische, gerade wie unsereiner, die im Stadium des Juckens befindliche linke Hand emsig an seinen schwarzen Pastoralhosen scheuerte. Warte nur, dachte ich in sündlicher Schadenfreude, jetzt juckt es, aber das Beste wird gleich nachkommen.

Es ist wirklich kaum zu glauben, was für phantastisch-unsinnige und frevelhafte Streiche die Jungen in der Schule bisweilen aushecken, ungeachtet der ihnen vor Augen stehenden unausbleiblichen schmerzhaften Folgen. Einer unserer Mitschüler, Namens Ekendahl — derselbe, der zwanzig Jahre später als vorzüglicher Jurist eine hohe Stellung in unserem Lande einnahm, aber leider durch einen frühzeitigen Tod seiner glänzenden Laufbahn entrissen wurde — dieser Ekendahl war ein wackerer Knabe, der bei uns allen wohlgelitten war. Aber einen Fehler hatte er doch. Er trug nämlich sein goldgelbes Haar in langen, bis auf die Schultern herabhängenden Locken. Das war nun eigentlich kein Vergehen, aber es war zu jener Zeit unter den weimarischen Knaben etwas ganz Außergewöhnliches, und reizte mich und meinen Freund und Banknachbar — er hieß Holzhauers Fritz — etwas ebenso Ungewöhnliches gegen den guten Ekendahl zu unternehmen. Der logische Zusammenhang der Motive hierbei ist mir nicht mehr klar. Kurz, wir beschlossen, den an der langen Schultafel uns gegenüber sitzenden Ekendahl unter den Tisch zu ziehen, und zwar während des Unterrichts. Wenn man nun bedenkt, welchen großen Respekt wir vor dem Pastor und seinem Röhrchen hatten, und wie jeder sich während des Unterrichts kaum zu rühren wagte, so ist es unbegreiflich, wie wir planen konnten, unmittelbar unter den Augen des Pastors solche Unthat auszuführen. Wir kauften

uns einen sogenannten Dreierstrick, an dessen einem Ende wir eine Schlinge anbrachten. Diese Schlinge nun suchten wir, während wir uns in scheinbarer Aufmerksamkeit auf unsere Bücher beugten, dem gegenüber sitzenden Ekendahl um die Füße zu werfen, die wegen der Kleinheit ihres Besitzers nicht ganz bis zum Boden reichten. Es war nicht leicht, den Strick so zu werfen, daß er sich um unseres Opfers Füße schlang; aber endlich war der große Wurf gelungen, rasch zogen wir mit vereinten Kräften an, und Ekendahl verschwand, nicht ohne einiges Gepolter, plötzlich unter dem Tische. „Ekendahl! was hast du denn?" rief der Pastor aus, der sehr erschrocken war, weil er glaubte, der Arme sei von Krämpfen befallen worden. Aber „Schwabe und Holzhauer!" tönte des verschwundenen Ekendahl Stimme unter dem Tische hervor. Höchst ausgiebige solenne Applikation des spanischen Rohres bildete den wirkungsvollen Schluß des Dramas.

Derartige kleine Abschweifungen vom Pfade der Wissenschaft hinderten aber nicht, im ganzen seine Richtung beizubehalten und tüchtige Fortschritte in den beiden alten Sprachen zu machen, was wir allerdings weniger unserer Lernbegier, als der vortrefflichen strengen Lehrmethode unseres Pastors verdankten. Derselbe wußte übrigens nicht bloß zu strafen, sondern auch zu belohnen. Oft, wenn er eine schwierige Frage that, die nicht sofort einer der Schüler zu beantworten wußte, sagte der Pastor: Wer es weiß, erhält von mir ein Viergroschenstück! Auch steigerte er sich wohl, indem er uns aufforderte, uns zu besinnen, auf ein, zwei, ja drei „Kopfstücke" oder „Köpfchen", eine damals gangbare Münze im Werte von 1/3 Konventionsgulden. Einmal fragte er, warum die alten Römer die Zahl 500 mit einem D bezeichneten. Keiner antwortete. „Wer es weiß, erhält vier Groschen!" Noch schwiegen alle, aber ein Schlaumeier war

unter uns, der die richtige Antwort zufällig wußte, jedoch in der Hoffnung auf weitere Steigerung der Prämie seiner Weisheit nicht sofort freien Lauf ließ. „Acht Groschen, wer es weiß!“ fuhr der Pastor fort. „Zwei Kopfstücke!“ Da erst meldete sich der Inhaber des Geheimnisses und erhielt seine zwei „Köpfchen“ prompt ausgezahlt. Ein andermal fragte der Pastor: „Was heißt consalaneus? Wer es weiß, erhält ein Kopfstück! — zwei! — drei! — einen Species-thaler!“ Aber diesmal wußte keiner die hohe Prämie zu verdienen, und wir erfuhren nun von unserem Lehrer, daß consalaneus einen, der mit mir aus demselben Salzfaß ißt, bedeutet, also einen Tischgenossen.

Obgleich ich neben der Heinrichschen Lateinschule noch eine Privatschule besuchte, kann ich doch nicht sagen, daß ich durch „Überbürdung“ gelitten hätte. Ich behielt reichlich Zeit übrig, mich mit meinen Altersgenossen in fröhlichen Spielen umher zu treiben. Diese waren nicht immer ganz friedlich und harmlos, sondern nahmen manchmal den Charakter von Indianerkämpfen an, wenn es auch nicht bis zum Skalpieren kam. Auch begaben wir uns bisweilen zu zweien oder dreien in das vor der Stadt gelegene Schieß-haushölzchen, wo wir im Verborgenen Tabaks- und Cigarren-reste unserer Väter rauchten; ein Vergnügen, dessen Genuß sich einzig und allein durch das nitimur in vetitum erklären läßt, denn wir bezahlten es gewöhnlich mit den kläglichsten Opferspenden an die unterirdischen Mächte!

Einen besonderen Glanzpunkt in den Erinnerungen aus meinen Kinderjahren bildet das weimarische Vogelschießen, welches alljährlich zu derselben Zeit gehalten wurde, in welche meine Sommerferien fielen. Dieses Vogelschießen war damals ein wirkliches Volksfest, voll Leben und Fröhlichkeit. Zahlreiche Buden, in denen Kaffee, Punsch und Kuchen feil-geboten, Lotto gespielt und allerhand Sehenswürdigkeiten

gezeigt wurden, bedeckten die Seitenräume der Schießhausallee, während auf der daneben befindlichen großen Wiese Kunstreiter und Seiltänzer ihre Zelte und Gerüste aufgeschlagen hatten. Auch an Karussellen und Kasperletheatern fehlte es nicht. Dazwischen wogte die aus der Stadt und vom Lande zugeströmte Volksmenge. Heutzutage sind die Vogelschießen keine rechten Volksfeste mehr; sie haben sich überlebt und beträchtlich an Glanz und Anziehungskraft verloren. Man findet nicht mehr, wie früher, alle Klassen der Gesellschaft unter den Besuchern dieser Feste vertreten. Was gab es aber auch vor sechszig Jahren auf dem weimarischen Vogelschießen zu sehen! Da war vor allem der berühmte Taschenspieler Linsky, der in einer großen, elegant ausgestatteten Bude seine Vorstellungen gab. Er war ein schöner Mann von vornehmer Erscheinung und liebenswürdigen Manieren. Noch ein Jahr früher hatte er in Polen als reicher Herr von altem Adel geglänzt. Er hatte sich aber in eine der vielen, dem Ausbruch der großen polnischen Revolution von 1830 vorausgegangenen Verschwörungen eingelassen, und war der Vollstreckung des gegen ihn verhängten, auf die sibirischen Bergwerke lautenden Urteilspruches durch eine romanhafte Flucht entgangen. Er würde, da sein Vermögen von der Regierung konfisziert worden war, mit seiner jungen schönen Frau, die ihm ins Exil folgte, in große Not geraten sein, wenn er nicht auf den glücklichen Einfall gekommen wäre, eine Fertigkeit, welche er in guten Tagen aus Liebhaberei sich angeeignet hatte, mit beharrlichem Fleiß so weit auszubilden, daß er einer der berühmtesten Taschenspieler seiner Zeit wurde. Man verzeihe mir hier eine kleine Abschweifung: Es erfaßt mich ein philologischer Zorn, wenn ich daran denke, daß nicht nur die Künstler der genannten Art sich heutzutage Prestidigitateur nennen, sondern daß dieses Scheusal von einem Wort auch von vielen Zeitungs-

schreibern, die sich wahrscheinlich damit recht elegant auszudrücken vermeinen, angewendet wird. Presto ist bekanntlich ein italienisches Wort und bedeutet schnell. Digitateur klingt französisch, ist es aber nicht, sondern lediglich ein sprachliches Unding. Wir haben es mit einer lächerlichen, eines gebildeten Zeitungsschreibers unwürdigen Verunstaltung des lateinischen praestigiator oder des französischen prestigiateur zu thun, was genau unserem Taschenspieler, Zauberkünstler entspricht.

Auch Linskys schöne Gattin erschien auf der Schaubühne bei einem Bravourstück, in welchem ihr Mann ein angeblich scharf geladenes Gewehr auf sie abschoß. Die Dame blieb unversehrt, fing die Kugel scheinbar mit der Hand auf und reichte sie ihrem Gatten; dieser faßte danach, und eine weiße Taube flatterte aus ihrer oder seiner Hand empor, welche die scheinbar abgeschossene Kugel an einem roten Band um den Hals trug. Diese Produktion wurde jeden Abend mit Variationen wiederholt. Wenige Wochen darauf gab Linsky seine Vorstellungen in Arnstadt, und hierbei ereignete sich das Entsetzliche, daß er seine Frau mitten durch das Herz schoß. Das Gewehr war von einem Diener aus Versehen mit einer scharfen, statt mit einer blinden Patrone geladen worden. Den Lesern der Gartenlaube wird Linsky und jener tragische Vorfall aus der Marlittschen „Alten Mamsell" bekannt sein.

Zu großer Ergötzung dienten zwei Kunstreitergesellschaften, sowohl durch ihre Produktionen, als auch, und zwar vorzugsweise, durch die feindselige Entfaltung eifersüchtigen Brotneides. Die eine Gesellschaft bestand aus Leuten indogermanischen Stammes, während die Mitglieder der anderen durch ihre dunkele Hautfarbe und zigeunerhafte Gesichtsbildung die semitische Abstammung bekundeten. Das Vogelschießenpublikum bezeichnete sie daher kurz als die Weißen

und die Schwarzen. Beide Parteien lebten in stetem Kriegszustande und suchten sich, wo sie konnten, zu schaden. Eines Nachmittags verkündeten die Weißen unter Trompetenschall eine Herabsetzung des ohnehin geringen Eintrittspreises. Gleich darauf erschien eine Kavalkade der Schwarzen, welche verkündete, daß der Eintritt in ihrem Cirkus heute um einen Groschen weniger kosten würde, als bei den Weißen. Dann folgte von seiten der Weißen eine noch weitere Herabsetzung des Preises, worauf die Schwarzen zu großem Jubel der Jugend bekannt machten, daß der Eintritt zu ihrer heutigen Vorstellung völlig frei sein würde. Natürlich erließen hiernach die Weißen die gleiche Proklamation. Wie stark diesmal der Zudrang zu den Vorstellungen war, läßt sich denken.

Unter den Schwarzen befand sich ein noch sehr junger Mann von kleiner, zierlicher Gestalt, Namens Aureol. Derselbe zog durch seine wahrhaft staunenswerte Geschicklichkeit das Publikum so sehr an, daß die Weißen empfindlich darunter zu leiden hatten. Mit der höchsten Gewandtheit verband er ebenso große Muskelkraft, die man ihm gar nicht ansah. Dieser Aureol machte rasch eine glänzende Carriere; die ersten Cirkusinhaber stritten um seinen Besitz und bezahlten seine Leistungen mit enormen Gehalten. Als er aber noch in dürftigen Verhältnissen bei den Schwarzen war, hatte ich Gelegenheit, einer allerliebsten, außerhalb des Cirkus abgelegten Probe seiner Kraft und Gewandtheit beizuwohnen. Es war in dem großen Billardzimmer des Schießhauses, in welches ich mich, ich weiß nicht mehr wie, in einer frühen Nachmittagsstunde, bevor der tägliche Festtrubel begann, verirrt hatte. Hier fand ich mehrere Bürger, die um das Billard herstanden und in lebhaftem, scherzendem Gespräch mit dem kleinen Aureol waren. Da letzterer mir eine hochinteressante Person war, blieb ich und hörte zu. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Kraft und Ge-

schicklichkeit, und Aureol zeigte, daß er auch seine Sprachwerkzeuge sehr gewandt zu brauchen wußte. Unter den Bürgern war ein Schlossermeister — ich glaube, er hieß Buch. Derselbe war von ungewöhnlich großer, breiter und kräftiger Gestalt. Zwischen ihm und Aureol flogen allerlei mehr und weniger derbe Scherzreden lebhaft hin und her. Unter anderem sagte Buch: „Ich möchte mich nicht an einem solchen Kerlchen, wie Sie sind, vergreifen, aber das sage ich Ihnen, Sie packe ich mit nur einer Hand und stecke Sie in meine linke Rocktasche." — „Meinen Sie wirklich?" entgegnete Aureol, „nun so geben Sie einmal acht!" Und nun geschah etwas Außerordentliches. Aureol und Buch standen am Billard sich gegenüber an der schmalen Seite desselben. Aureol legte die eine Hand auf die Bande und schwang sich mit mächtigem Sprunge über das Billard hinweg auf die Schultern des Schlossers, hakte den einen Fuß am unteren Rande der Billardtafel fest und schob nun die gewaltige Gestalt in einem Nu unter das Billard. Welches Gelächter den Schlosser begrüßte, als er beschämt wieder hervorkroch, bedarf keiner Schilderung.

Hiermit seien die kleinen Mitteilungen aus der goldenen Kinderzeit geschlossen, die ihrerseits durch meine Aufnahme in das weimarische Gymnasium ihren natürlichen Abschluß fand. Dank dem guten Unterricht des Pastor Heinrich wurde ich, obgleich eben erst zwölf Jahre alt, der Obertertia zugeteilt. Eine neue Zeit begann, die Knabenspiele in der Umgebung des Schlosses hörten auf, und ebenso der Verkehr mit meinen bisherigen Spielgenossen. Ich lernte neue Interessen, neue Freunde und neue Schulverhältnisse kennen. Leider waren die letzteren nicht besonders günstige, wie sich in einem der nächsten Kapitel zeigen wird.

Meine ersten elf Lebensjahre weisen eine mir stets schmerzliche Lücke auf. Ich verlebte sie in denselben engen

Stadtmauern mit dem Manne, den ich unter allen Sterblichen am meisten verehre. Es konnte mir nicht an Gelegenheit fehlen, ihn zu sehen. Goethes Bild in der Erinnerung zu bewahren, würde mir heute als ein köstliches Gut erscheinen. Ja, ich habe ihn gesehen, einmal, doch ach! wie! Ich war acht oder neun Jahre alt, als mein Vater mich eines Tages am Arm ergriff und mich rasch zum Fenster zog mit den Worten: „Junge, sieh dir den Mann an, der da vorbeifährt! Das ist unser großer Dichter Goethe, du wirst dich nach vielen Jahren glücklich schätzen, daß du ihn gesehen hast.“ Leider aber kann ich mich nicht glücklich schätzen, ihn gesehen zu haben, denn von dem langsam vorbeifahrenden Goethe ist mir absolut nichts weiter in der Erinnerung geblieben, als seine steife und hohe dunkelblaue Mütze und ein grauer Mantel. Diese beiden Stücke habe ich noch heute deutlich vor Augen, aber von dem greisen Jupiterantlitz keine Spur!

Doch meinen weimarischen Erinnerungen würde die Weihe fehlen, wenn nicht die hehre Lichtgestalt Goethes durch sie hindurchschritte.



Zehntes Kapitel.

Goethe.

Es giebt und gab wohl keinen berühmten Mann, dessen Leben von der Geburt bis zum Tode in allen seinen Umständen so genau erforscht und bekannt wäre, wie das Goethes. Während trotz des unermüdlichsten Eifers der englischen und deutschen Forscher über die Lebensumstände Shakespeares nicht mehr aufzufinden war, als was sich bequem in fünf Zeilen zusammenfassen läßt, besitzen wir in Büchern und verstreuten Aufsätzen eine ganze Bibliothek, in welcher wir alles mögliche finden, was über Goethe zu erfahren uns interessant und — nicht interessant ist. Man sollte daher denken, daß das Urteil des deutschen Volkes über den Charakter seines großen Sohnes ein hinreichend geklärtes und feststehendes sei, um nicht noch der Berichtigung zu bedürfen. Es verhält sich aber ganz anders. Ich sehe gänzlich ab von der beschränkten Anzahl beschränkter Köpfe, die in Goethe den Freigeist, den Antichristen, den Atheisten sehen und verdammen. Ich habe die ganz verschiedenen Urteile über die Charaktereigenschaften Goethes im Auge, welche im Publikum — leider noch heute sogar im weimarischen Publikum! — bestehen. Während die überwiegend große

Zahl der aufrichtigen Verehrer Goethes in ihm den durch- und-durch guten und edlen Menschen hochachten und lieben, tauchen immer wieder Stimmen auf, die an seiner Moralität mäkeln, die ihn namentlich des Egoismus beschuldigen oder ihm seine angeblich zahlreichen Liebschaften vorwerfen. In letzterer Beziehung hat es der seinen Heros verteidigende Goetheverehrer vorzugsweise mit Damen zu thun, die ein Verbrechen darin sehen, daß Goethe Friederiken, Lilli, zwei Lotten und einige andere geliebt hat, ohne sie zu heiraten. Das ging ja doch unmöglich an, wenn er nicht zum Halbmond schwören wollte! Daß aber der lebensvolle, feurige Götterjüngling nicht vierzig Jahre alt werden konnte, ohne mehrere Liebesverhältnisse gehabt zu haben, muß doch jeder billig denkende Mensch einsehen, zumal wenn man berücksichtigt, daß ihm das Ewigweibliche in allen Fällen nichts weniger als Sprödigkeit entgegenbrachte! Von den oben erwähnten Damen erweckt keine in uns so warmes Interesse und so vielseitiges Bedauern, daß sie nicht Goethes Frau geworden ist, als die liebliche Tochter des Pfarrers zu Sesenheim. Die an ihr geübte Untreue wird Goethen am bittersten vorgeworfen, und ich kenne einen namhaften Litterarhistoriker, welcher diesem Vorwurfe auch noch die Bemerkung beifügte: Goethes Strafe dafür war die Vulpia! — Betrachten wir die Sache mit ruhigem, vorurteilsfreiem Blick, so finden wir, daß Goethe jene herben Vorwürfe wegen der Treulosigkeit gegen Friederike nicht verdient, ebensowenig als eine Strafe, die ihm denn auch durch die Vulpia keineswegs zu teil geworden ist. Ohne allen Zweifel war Friederike Brion ein vortreffliches und höchst liebenswürdiges Wesen. Aber fragen wir uns, worin die so allgemeine und warme Sympathie für sie ihren Grund hat, so müssen wir zugeben, daß wir in ihr eine Schöpfung des Dichters lieben, daß Goethe, als er uns die Geschichte seines

Liebesidylls erzählte, die Gestalt Friederikens mit all der Fülle zauberischen Lichtes übergoß, wie sie kein zweiter Dichtergenius auszuströmen vermöchte. Daß Goethe sich in der Nähe des holden Mädchens beseligt fühlte und seiner lebhaft erwiderten Neigung den Zügel schießen ließ, das war doch sehr natürlich und zu entschuldigen, wenn es überhaupt der Entschuldigung bedarf. Als aber das Verhältnis soweit gediehen war, daß Goethe sich die Frage vorlegen mußte, ob er das entscheidende ernste Wort sprechen solle, mit welchem er Friederiken zur Gattin erwählte, da mußten ihm doch recht schwerwiegende Bedenken aufgestiegen sein, die ihn bestimmten, dem Besitze der Geliebten noch zur rechten Zeit zu entsagen. Schwerwiegend mußten jene Bedenken sein, denn es hat ihm großen und langdauernden Schmerz bereitet, den Bund zu lösen. Man bedenke doch auch, daß Goethe noch sehr jung und noch Student war, als diese kurze Liebesepisode spielte!

Der oben erwähnte Litterarhistoriker war übrigens sehr im Irrtum, als er meinte, Goethe habe in der Vulpia seine „Strafe" gefunden, denn in Wirklichkeit hat Goethe in den 28 Jahren seiner Ehe nie Anlaß gefunden, seine Wahl zu bereuen. Oft hat er sich in warmer Anerkennung darüber ausgesprochen, wie seine Frau es verstanden habe, ihm sein häusliches Leben angenehm zu machen und in steter liebevoller Fürsorge über sein Wohlbefinden zu wachen. Wie sehr er sie schätzte und liebte, geht aus dem tief empfundenen kleinen Gedicht hervor, in welchem er seinen Schmerz über ihren Tod (1. Juni 1816) Worte lieh. Die Klatschsucht hat freilich der munteren und lebenslustigen kleinen Frau manches Üble nachgesagt. Sie soll oft nach Jena gefahren sein, um an Studentenbällen teilzunehmen, und bei solchen Gelegenheiten dem Bacchus mehr gehuldigt haben, als sich für eine Geheimrätin ziemt. Unter diesen Bällen sind

keineswegs solche zu verstehen, die von Studenten veranstaltet waren und nur von Studenten besucht wurden. Es waren durchaus anständige Bälle, an denen, wie in jeder kleinen Universitätsstadt, Studenten teilnahmen, und selbstverständlich das Hauptkontingent der Tänzer bildeten. Frau von Goethe tanzte leidenschaftlich gern, hatte aber in Weimar wenig oder keine Gelegenheit, dieses Vergnügen zu genießen, weshalb sie stets gern den ihr von Jena zugehenden Einladungen zum Balle Folge leistete. Das ist an sich doch etwas sehr Unschuldiges, und es ist ja auch bekannt, daß von jeher bis auf unsere Tage die jenaischen Bälle bei den weimarischen Damen — wenigstens bei denen, die ihre Tanzlust auf den Hofbällen befriedigen zu können nicht in der Lage sind, sich großer Beliebtheit erfreuen und gern besucht werden, denn in Jena fehlt es nicht, wie oft in Weimar, an flotten und tanzlustigen Tänzern. Bei solchen Fahrten nach Jena war Frau von Goethe von der ihr befreundeten Gattin eines angesehenen und gelehrten Beamten (Prof. Riemer) begleitet. Aus den zuverlässigen Mitteilungen dieser Dame ist mir bekannt, daß die Frau Geheimrätin sich auf den jenaischen Bällen zwar in der Regel göttlich amüsiert, aber die Grenzen anständiger Heiterkeit nie überschritten hat, auch nicht im Genuß der ihr gebotenen Bacchusgaben, obgleich sie denselben nicht gerade abhold war.

Aber auch Goethe selbst ist von der Klatschsucht in Bezug auf seine Neigung zum Weingenuß nicht verschont geblieben. Es widerstrebt meiner Feder, unwürdige Anekdoten mitzuteilen, die man sich hier und da, selbst in dem guten Weimar, wo man doch besser als irgendwo unterrichtet sein könnte, erzählt, in denen Goethe als ein gelegentlich über die Schnur hauender, starker, ja bisweilen berauschter Trinker dargestellt wird. Bei einigermaßen ehrlicher Prüfung dieser Anekdoten auf ihren wahren Gehalt stellt sich heraus, daß

sie in das Kapitel „böswillige Verleumdung" gehören. Daß Goethe in seinen jüngeren Jahren es nicht verschmähte, an einem munteren Gelage sich zu beteiligen, und dann wohl ohne zimperliche Schüchternheit seinen Thyrsusstab wacker schwang, soll gar nicht in Abrede gestellt werden, und macht ihm wahrlich keine Schande. Aber auch bei solchen Gelegenheiten ist er nie wirklich berauscht gesehen worden. Und in seinen späteren Lebensjahren hat Goethe durchaus mäßig gelebt. Das regelmäßige tägliche Quantum, welches er trank, bestand in einer und einer halben Flasche leichten Würzburger Weins, was gewiß für einen kräftigen, im Lande des Weins geborenen und aufgewachsenen Mann eine bescheidene Portion genannt werden muß. Dabei schätzte er übrigens die edle Gottesgabe, von welcher er die feinsten Sorten bei besonderen Gelegenheiten auf seine Tafel bringen ließ und mit seinen Gästen probte und genoß, nach ihrem vollen Wert, und war im Punkte des Weinverstandes ein ungewöhnlich feiner Kenner. Eine glänzende Probe hiervon legte er bei einem Diner ab, zu welchem der Großherzog Karl August einen kleinen Kreis um sich versammelt hatte. Beim Nachtisch, nachdem schon mehrere gute Sorten geprüft worden waren, bat der Hofmarschall von Spiegel den Großherzog um die Erlaubnis, einen Wein ohne Namen auftragen zu lassen. Ein Rotwein wurde herumgereicht, gekostet und recht gut befunden. Mehrere der Herren von der Tafelrunde erklärten ihn für Burgunder, nur war man über die specielle Sorte dieses edlen Gewächses nicht einig. Da aber bewährte Weinzungen, darunter die des Großherzogs, die Diagnose auf Burgunder gestellt hatten, so wurde dieselbe einstimmig angenommen. Nur Goethe kostete, und kostete wieder, schüttelte das Haupt und setzte das geleerte Glas nachdenklich auf den Tisch. „Excellenz scheinen anderer Ansicht zu sein," sagte der Hofmarschall; „darf ich fragen,

welchen Namen Sie dem Weine geben?" „Der Wein ist mir durchaus unbekannt," erwiderte Goethe. „Aber für Burgunder halte ich ihn nicht. Eher sollte ich meinen, es sei ein gut gelesener Jenenser, der eine Zeitlang auf einem Madeirafaß gelegen hat." — „Und so ist es in der That!" bestätigte der Hofmarschall.

Daß Goethe des Egoismus beschuldigt werden konnte, er, der von Güte und Wohlwollen so ganz erfüllt war, wie wenige Menschen, läßt sich nur dadurch erklären, daß er, je älter er wurde, sich mehr und mehr in die Einsamkeit seines Studierzimmers zurückzog, die sich an ihn drängenden Besucher meist nicht annahm, viele Briefe und litterarische Zusendungen, mit denen er überhäuft wurde, unbeantwortet ließ u. dgl. m. Das haben ihm viele sehr übel genommen und als kalte Gleichgiltigkeit ausgelegt. Goethe war in seinen alten Tagen geizig geworden, aber nur in einer einzigen Beziehung: er war geizig mit seiner Zeit. Einen fleißigeren Menschen als ihn konnte es kaum geben. Und daß er sich nicht dazu verstehen mochte, die ihm bei seinem hohen Alter voraussichtlich nur noch knapp zugezählten Tage durch unnütze Besuche und Korrespondenzen sich kürzen zu lassen — wer kann ihm das verdenken?

Varnhagen, der doch für menschliche Schwächen ein sehr scharfes Auge hatte, sagt von ihm: „Goethes Redlichkeit und reiner guter Wille sind anbetungswert für den, der sie ganz einzusehen fähig ist." An anderem Orte schreibt Varnhagen: „Seine menschliche Begabung war der Grund und die Wurzel seiner künstlerischen, und überragte diese weit. Das Menschliche und Sittliche erfüllen sein Gemüt, sein Herz hegt die reinste, wärmste Liebe, er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnis auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum teuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet."

Je länger und tiefer in sein Wesen eingehend die biographischen Forschungen über Goethe betrieben werden, um so klarer tritt es hervor, daß Varnhagen mit jenen schönen Worten dem großen, edlen Charakter Goethes gerecht war. Wo unbefangene, redliche Augen das Buch seines reichen Lebens durchblättern, finden sie fast auf jeder Seite Beweise von einer seltenen Milde der Gesinnung, von einer reinen Güte, von weitgehender Hilfsbereitschaft.

Eine der schönsten Blüten, welche Goethes „goldener Lebensbaum“ trieb, war der Freundschaftsbund mit Schiller. Und darum ist der Briefwechsel der beiden Dichter eines der kostbarsten Bücher der Litteratur aller Zeiten, eine reiche Quelle der Erquickung und Erbauung. Welche Schätze trug in den neunziger Jahren die jeden Mittwoch und Sonnabend von Jena nach Weimar und zurück wandernde Gemüse- und Botenfrau in ihrem Korbe neben Studentenbriefen, Kraut und Geflügel! Denn sie war der weibliche Merkur, welcher die Götterbotschaften trug.

Der Verkehr der beiden Freunde war ein steter, durch keine größeren Pausen unterbrochener, nicht bloß schriftlicher, sondern auch mündlicher. Denn in jenen ewig denkwürdigen Tagen zog es Goethen öfter als je zuvor nach Jena, und fast ebenso häufig waren Schillers Besuche in Weimar. Goethe schlug, wenn er nach Jena kam, sein Quartier gewöhnlich im großherzoglichen Schlosse auf, Schiller aber logierte bei seinen Besuchen jedesmal bei Goethe, bisweilen wochenlang. Da kam es sehr oft vor, daß Schiller, der stets Einladungen an den Hof erhielt, vergessen hatte, sich mit dem hierbei unerläßlich nötigen weißen Halstuch zu versehen. Goethe half dann aus, und das weitere regelmäßige Ereignis war, daß Schiller vergaß, das geliehene Halstuch wieder abzuliefern. Goethe, bekanntlich ein Muster von Ordnungsliebe, ertrug diese Verluste nicht ganz gleichgiltig.

Er war aber viel zu nachsichtig, als daß er je ein Wort darüber verloren hätte, am wenigsten gegen Schiller, und stets war er wieder gern bereit, dem Freunde von neuem ein Halstuch auf Nimmerwiedersehen zu leihen. Wenn, wie zu hoffen ist, wir dereinst, dank den unermüdlichen Forschungen der Goethe-Gesellschaft, erfahren sollten, wie viel Dutzend Halstücher Goethe besaß, dann werden wir ungefähr ermessen können, inwieweit er durch jene Verluste inkommodiert wurde. Gewiß ist aber schon jetzt, daß Goethe ein besonderes Dutzend für Schillers gelegentliche Verwendung zurücklegte, damit die anderen Dutzende vollständig blieben.

Aber wie im kleinen, so bewährte sich auch im großen die beispiellose Liberalität, mit welcher die beiden Freunde geistige Gaben untereinander austauschten. Welchen vielfachen Gewinn Goethe aus dem innigen Verkehr mit Schiller zog, und wie hoch er denselben anschlug, das erfahren wir aus seinen Briefen, aus seinen „Tag- und Jahresheften" und aus zahlreichen mündlichen Äußerungen, die uns Eckermann überliefert hat. Ebenso erfahren wir aus Schillers Briefen, wie er sich durch Goethes Einwirkung in seinem Schaffen gehoben fühlte. Und giebt es einen schöneren Beleg für diesen geistigen Austausch, als die Abtretung eines großen poetischen Stoffes von Goethe an Schiller, welcher wir eines der herrlichsten Dramen Schillers, den Tell, verdanken? Auf seiner letzten Schweizerreise, im September 1797, hatte Goethe ein besonderes Interesse der großartigen Natur der Urkantone und den eigentümlichen Lebensverhältnissen ihrer Bewohner zugewendet, und „weil," sagt Goethe, „die epische Form bei mir gerade das Übergewicht hatte, ersann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der klassischen Örtlichkeit." Ferner: „Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich summte dazu schon gelegentlich meine Hexameter." Mit Schiller besprach er eingehend

die Ausführung des in seinen Grundzügen bereits fertigen Planes. Schiller war der Ansicht, daß der Stoff sich nicht sowohl zu einem Epos, als zu einem Drama, und zwar in vorzüglicher Weise, eigne. Das Resultat dieser Unterredungen war, daß Goethe den Tell an Schiller völlig abtrat und ihm auch die zahlreichen Notizen überließ, welche er über die Lokalitäten, in welchen das Epos Tell spielen sollte, gesammelt hatte. Dem kritischen Geiste Düntzers muß dieser glänzende Beweis für das innige und auf beiden Seiten selbstlose Verhältnis der beiden Dichter zu schön vorgekommen sein, als daß er es zwischen zwei Menschen für möglich gehalten hätte, sonst hätte er in seinen Anmerkungen zum dritten Teile der Eckermannschen Gespräche nicht den häßlichen Ausspruch thun können: „Dies ist nicht richtig, obgleich Goethe auch in den Tag- und Jahresheften die Sache so darstellt und von einem förmlichen Abtreten des Stoffes spricht. Längst hatte Goethe seinen Plan Tells aufgegeben, als Schiller anfangs 1802 fast zufällig zur Verarbeitung dieses Stoffes kam." Diese Bemerkung entbehrt aller und jeder Begründung und wird durch das notorisch Vorausgegangene widerlegt. Daß Schiller „fast zufällig" auf den Tell geraten sei, ist doch eine höchst willkürliche Behauptung, für welche Düntzer höchstens und allein den Umstand ins Feld führen kann, daß die ersten Besprechungen Goethes mit Schiller über den Tell im Winter von 1797 auf 1798 stattfanden, während erst im Spätsommer von 1802 Schiller an die Bearbeitung des Tell ging. Damit ist jedoch nichts für Düntzers Behauptung, und namentlich für sein „fast zufällig" bewiesen. Schon in das Jahr 1794 fallen die Vorarbeiten zum Wallenstein und in die Jahre 1797 bis 1799 die eigentliche Ausarbeitung des großen Werkes. Im April 1799 begann Schiller nach längeren Vorstudien die Maria Stuart, welche im Juni 1800 vollendet vorlag. Vom Juni 1800

bis April 1801 wurde die Jungfrau von Orleans geschrieben, und vom März 1802 bis Februar 1803 die Braut von Messina. Die Arbeit am Tell begann bereits im September 1802, während also die Braut noch nicht vollendet war. Man sieht, von welchem Schaffensdrang Schiller erfüllt war —: während er noch an dem einen Drama arbeitete, begannen bereits die vorbereitenden Arbeiten zu einem anderen. Daß bei dieser Fülle von Plänen und Aufgaben, welche Schiller sich gestellt, die Reihe der Ausführung nicht sofort im Jahre 1798 an den Tell kam, ist umsoweniger zu verwundern, als Schiller noch bis weit in das Jahr 1799 mit dem Wallenstein beschäftigt war. Übrigens schrieb Schiller schon am 30. Oktober 1797: „Die Idee von dem Tell ist sehr glücklich. Aus der unbedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehoben. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechtes, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut." — Wenn diese Worte auch unmittelbar nach den ersten Mitteilungen, welche Schiller von Goethe über den Tell erhielt, niedergeschrieben worden sind, und noch keine Beziehung zu der nachherigen Aufnahme dieses Themas haben, so ersieht man doch daraus zur Genüge, wie groß das Interesse war, welches Schiller der „Idee von dem Wilhelm Tell" entgegenbrachte, und daß also das blinde Spiel des Zufalls ausgeschlossen war.

Daß Goethe nicht daran dachte, sich damit zu brüsten, daß Schiller den Tell von ihm habe, beweisen die Mitteilungen, die er uns in seinen Tag- und Jahresheften hinterließ. Er sagt daselbst u. a.: „Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit (Tell) oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm

dieses Thema nach seiner Weise zurecht stellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gern und förmlich, wie ich schon früher mit den Kranichen des Ibykus und manchem anderen Thema gethan hatte; da sich denn aus jener obigen Darstellung, verglichen mit dem Schillerschen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sein mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können." —

Man hat Goethen wohl auch vorgeworfen, daß er fürstlichen Personen gegenüber sich in allzu devoten, sogar servilen Formen bewegt habe. Es mag allerdings manchem unangenehm auffallen, wenn Goethe erzählt, daß der Fürst Reuß XIII, „der ihm immer ein gnädiger Gönner gewesen," sich in Karlsbad befand, oder daß die Fürstin Solms ihm immer, wo er ihr auch begegnete, „ein gnädiges Wohlwollen erwies;" und ein anderes Mal: „Die Frau Erbprinzessin von Hessen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben, mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern." In dergleichen Äußerungen darf man durchaus keine Servilität, nicht einmal etwas von Philistertum suchen. Jene Formen mögen immerhin etwas steif klingen, zumal für uns, die wir den Dichterfürsten verehren, aber von dem Fürsten Reuß XIII und der Fürstin Solms soviel wie nichts wissen. Aber man bedenke, daß im Zeitalter Goethes die jedem Rang gebührenden Formen strenger gewahrt wurden, als heutzutage es der Fall sein mag, und daß Goethe es für Anstandspflicht hielt, seinerseits jedermann die ihm zukommenden konventionellen Ehren zu erweisen, wie er es auch von anderen verlangte, daß diese Rücksichten ihm gegenüber nicht aus den

Augen gesetzt wurden. Eine hierher bezügliche interessante Äußerung Goethes finden wir in Eckermanns Gesprächen unterm 12. April 1829: „Goethe las mir seine Antwort an den König von Bayern vor. — — Es mag schwer sein," sagte ich, „das richtige Verhältnis zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe." — „Wer, wie ich," antwortete Goethe, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Konvenienz halte." — Bei Beendigung der Audienz, welche Napoleon 1808 Goethen erteilte, sprach der Kaiser zu seinen Marschällen: „C'est un homme!" Wir brauchen nicht zu bezweifeln, daß die Fürstlichkeiten, mit denen Goethe verkehrte, vom Fürsten Reuß XIII bis zum König Ludwig von Bayern, keinen geringeren Eindruck von Goethe erhalten haben, als Napoleon.

Aber es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß mit den Jahren auch Gothes auf strenge Beobachtung der konventionellen Formen gerichtetes Wesen, wie ja auch der bekannte steife Diktierstil, mehr und mehr hervortrat. Der Großherzog Karl August nahm bisweilen Gelegenheit, seinen alten Freund in jener Beziehung ein wenig zu necken. Schon längst bestand das gegenseitige trauliche Du nicht mehr zwischen Fürst und Dichter. Der Großherzog allerdings duzte Goethen mündlich und schriftlich, im privaten und oft auch im amtlichen Verkehr, während Goethe ihn stets mit Königliche Hoheit und Sie anredete. Einst hatte Goethe dem Großherzog, wie es regelmäßig geschah, auf einem zur Hälfte gebrochenen Bogen mehrere amtliche Angelegenheiten mit seinen „unterthänigsten Vorschlägen und Gutachten zur höchsten Beschlußfassung" sub Nr. 1 bis 8 vorgelegt. Der Großherzog pflegte auf die leer gelassene Hälfte der Seite neben jede

Nummer seine Resolution kurz zu schreiben. Diesmal wurden mehrere akademische Angelegenheiten, einige Abänderungen an Bauplänen u. dgl. m. schriftlich vorgetragen, und zuletzt hieß es sub Nr. 8: „Auch wollte Serenissimum unterthänigst um Erteilung eines achttägigen Urlaubs behufs einer Reise nach Ilmenau gebeten haben." Die Resolution, welche Karl August an den Rand schrieb, lautete: Kneif er!

Ludwig I. von Bayern war bekanntlich ein sehr warmer Verehrer Goethes. Als letzterer im Jahre 1827 seinen Geburtstag beging, erschienen als die ersten Gratulanten in Goethes Wohnung der König von Bayern und der Großherzog. Nachdem Goethe ihre Glückwünsche empfangen, griff König Ludwig in seine Brusttasche und holte ein Paket heraus, aus welchem er das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone hervorzog. „Hier, mein lieber Goethe," sprach er, den Stern überreichend, „empfangen Sie ein Zeichen meiner unvergänglichen Hochschätzung." Goethe sprach dem König tief bewegt seinen Dank aus, wendete sich dann aber sofort an den Großherzog mit den Worten: „Ich darf wohl hoffen, daß Eure Königliche Hoheit mir Höchstihre landesherrliche Erlaubnis zur Annahme und Anlegung dieses unschätzbaren Beweises der Huld Seiner Majestät in Gnaden erteilen werden." Lachend schlug der Großherzog ihn auf die Schulter und sagte: „Alter Kerl, schwatz doch nicht so dummes Zeug!" — Kleinen Seelen, denen daran liegt, menschlichen Schwächen bei einem großen Mann nachzuspüren, möge somit das Vergnügen gegönnt sein, einen Hauch auf dem klaren Spiegel, in welchem Goethes Charakterbild vor unser Auge tritt, zu entdecken. Aber auch nur einen Hauch, keinen Fleck! Das formelle Verhalten Goethes gegen fürstliche Personen war nicht das eines Höflings. Wie sehr unterscheidet es sich von dem eines anderen großen Mannes, Alexander

v. Humboldts! Diesem war es ein Lebensbedürfnis, jeden Abend, meist bis nach Mitternacht, am Hofe zu sein, und es muß anerkannt werden, daß er hier seinen Einfluß oft zur Erreichung eines guten Zweckes anwendete, aber leider ist nicht zu verkennen, daß er dabei sich sehr hütete, die Gunst hoher und höchster Personen dadurch zu verscherzen, daß er, wenn er einmal nicht den gewünschten Anklang fand, mit Energie auf die Gewährung seines Anliegens gedrungen hätte. Ich erinnere an ein bekanntes Beispiel. Der unglückliche, von seiner Krankheit entsetzlich gepeinigte Heinrich Heine, dem seine Pariser Ärzte nicht helfen konnten, setzte seine letzte Hoffnung auf einen berühmten Berliner Arzt, und wünschte, sich einige Zeit in Berlin aufzuhalten und sich von ihm behandeln zu lassen. Da er sich aber dem gegen ihn wegen litterarischer Vergehen verhängten Gerichtsverfahren durch seine Selbstverbannung nach Paris entzogen hatte, bedurfte er eines königlichen Gnadenaktes, um unbehelligt in Berlin verweilen zu dürfen. Er richtete an Humboldt die Bitte, sein Gesuch beim König zu befürworten. Humboldt that das bereitwillig, und Friedrich Wilhelm IV. gab, wie zu erwarten war, ohne Schwierigkeit die Zusicherung, daß Heine ungefährdet nach Berlin kommen dürfe. Aber schon Tags darauf wurde Humboldt benachrichtigt, daß der König, bei dem inzwischen andere Einflüsse sich geltend gemacht hatten, seinen Gnadenbeweis zurückgenommen habe. Humboldt bedauerte das zwar sehr aufrichtig, that aber keinen Schritt weiter, um den ihm sonst so zugängigen König wieder umzustimmen, was allerdings kein angenehmes, aber doch auch kein gar zu gefährliches Unternehmen gewesen wäre. Wie anders Goethe! Wie unerschrocken und energisch ging er der Jagdpassion seines fürstlichen Herrn zu Leibe, als es galt, den Landmann von den schweren Schädigungen zu befreien, welche ihm durch das

Hegen von Schwarzwild im Ettersberg verursacht wurden! Der Brief, durch welchen es Goethen nach wiederholten, vergeblichen Versuchen gelang, den Herzog zu bestimmen, daß er einem Lieblingsvergnügen zum Besten seiner Unterthanen entsagte, ist eins der kostbarsten Dokumente von edler Energie und Freimut. Nein, Goethe war kein Höfling, liebte es auch nicht, wie Humboldt, täglich oder auch nur oft an den Hof zu gehen, — sehr im Gegenteil! Und wer sich Goethen so, wie ihn Schiller nach seiner ersten Zusammenkunft mit ihm in einer größeren Gesellschaft beschrieb, mit einigen ministerieller Steifheit einher wandelnd denkt, der erinnere sich, daß unter dem Stern, den Goethe übrigens nur selten anlegte, ein warmes, menschlich fühlendes Herz schlug. Ich habe bereits erwähnt, wie Goethe in seiner großen Güte stets bereit war, zu helfen und zu unterstützen, wo er Hilfebedürftigen begegnete. Sein ganzes Leben bringt uns dafür unzählige Belege, von denen ein noch wenig bekannter der folgende ist.

Ich hatte eines Tages Gelegenheit, mit dem Staatsrat V o g e l, der Goethes Leibarzt in dessen letzten Lebensjahren war und von ihm hochgeschätzt wurde, über Goethes Herzenseigenschaften zu sprechen. Er erzählte mir, daß Goethe, kurz nachdem Vogel sein Arzt geworden, eines Tages zu ihm gesagt habe: „Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes. Sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverschuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so teilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern zu helfen bereit, soweit ich es vermag.“ Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und sagte zu ihm: „Excellenz, ich komme soeben von einem Kranken, für den ich den von Ihnen so gütig angebotenen Beistand in Anspruch nehmen möchte. Es ist der Tischler

N., ein fleißiger, braver Mann, der seine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt ist er nach längerer Krankheit der Genesung nahe, sieht aber mit schwerer Sorge in die Zukunft, da er durch seine Krankheit in bittere Not geraten ist." Schweigend ging Goethe an seinen Schreibtisch, nahm eine Fünfzehnthalerrolle heraus und legte sie in Vogels Hand. „Hier ist, was ich geben kann," sprach er, „ich thue es aber mit der Bitte, daß weder der Tischler noch irgend jemand erfahre, wer der Geber ist. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber stets in der Voraussetzung, daß die Sache unter uns bleibt." Noch oft trat diese Vermittlung ein, und nie that Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meist aber mehr als fünf Thaler.

Bevor ich von der verehrten und geliebten Gestalt hier Abschied nehme, sei es mir gestattet, noch einige kleine, aber charakteristische Züge mitzuteilen. Goethes Güte entfaltete sich in besonders liebenswürdiger Weise Kindern gegenüber; er liebte die Kinder, wie der erhabene Kinderfreund, von dem Varnhagen sagte, daß er Goethen zum teuersten Freunde gehabt hätte, wenn er ihm begegnet wäre.

Als ich in den sechsziger Jahren nach längerer Zeit einmal wieder nach meiner Vaterstadt kam, hörte ich von einer Schwester meiner Mutter, daß die ihr befreundete verwitwete Professorin Melos, die ich längst gestorben wähnte, noch lebe, über 90 Jahre alt, aber immer noch geistig frisch und körperlich noch leidlich rüstig. Ich erinnerte mich, daß diese Dame viel im Goetheschen Hause verkehrt hatte. Nur von wenigen Lebenden ließ sich das sagen. Ich gestattete mir, sie zu besuchen, und wurde von der alten Dame sehr gütig aufgenommen. Unsere Unterhaltung richtete sich bald auf Goethe. Frau Melos war durch ihren Gatten, der Professor am Gymnasium und bekannt als Verfasser guter

naturwissenschaftlicher Lehrbücher war, in die litterarischen Kreise der Goethezeit gekommen, und so auch in Goethes Haus, in welchem sie auch nach dem Tode ihres Mannes viel verkehrte. Sie sprach mit inniger Begeisterung von der hehren Güte des großen Mannes und fühlte sich noch beglückt von der Erinnerung an die ihr gewordenen zahlreichen Beweise derselben, und nicht minder von dem liebevollen Interesse, welches er ihrem Töchterchen Ida zugewendet hatte, — es ist das dieselbe Ida Melos, die später die Gattin Freiligraths wurde. An einem Geburtstage Goethes befand sich Frau Melos mit ihrem fünfjährigen Töchterchen unter den zahlreichen Gratulanten. Sobald Goethe sie bemerkte, schritt er auf sie zu, reichte dem Kinde die Hand, und sagte: „Nun Ida, willst du mir auch gratulieren?" „Ja, Excellenz," sagte Frau Melos, „und Ida hat auch ein Gedicht gelernt, das sie Ihnen später vorsagen will." „Ei, das muß ich sogleich hören!" sprach er, und führte die kleine Ida in ein von der vornehmen Gesellschaft freigebliebenes Nebenzimmer, setzte sich und nahm das Kind auf den Schoß. „Jetzt sag mir einmal her, was du gelernt hast!" Ida begann: „Uf'm Bergli bin i gesässe" — — „Ha de Vögle," half Goethe ein; — „Ha de Vögle zugeschaut," fuhr Ida fort, „Hänt gesunge" — — „Hänt gesprunge," half Goethe wieder ein, und so ging er mit dem Kinde das ganze liebe Liedchen bis zu Ende durch, führte die Kleine dann zur Mutter zurück, und wendete sich seinen anderen Besuchern zu. Am Nachmittag schickte er an Ida einen Teller Früchte und Konfekt von der Geburtstagstafel.

Ein anderes Mal war Frau Melos bei Goethe in einer kleinen Abendgesellschaft. „Sie sollen jetzt," sagte er zu seinen Gästen, „etwas sehr Artiges sehen, etwas neu Erfundenes, was man mir gestern zugeschickt hat." Er führte sie in ein Nebenzimmer, das durch eine Tischlampe erleuchtet war. Der

Schirm dieser Lampe war eine sogenannte Diaphanie, ein Porzellanlichtbild, auf welchem durch die ungleiche Dicke der Stellen reizende Landschaften sich darstellten. Die Neuheit fand großen Beifall. „Das muß aber auch die Ida sehen," sagte Goethe zur Melos, „denn so ein Anblick erfreut nicht nur große, sondern auch kleine Leute. Kommen Sie morgen gegen Abend mit dem Kinde wieder zu mir."

Überall nahm Goethe Anteil an den Freuden und Leiden der Kinder und nahm letztere in Schutz, wenn man ihnen ihre Fröhlichkeit unnötig verkümmerte. Bekannt ist, daß das polizeiliche Verbot der Johannisfeuer, welche die Jenaischen Jungen am Johannistage auf ihren Bergen nach uraltem Gebrauch anzuzünden liebten, auf Goethes Veranlassung zurückgenommen wurde. Hierauf bezieht sich der Vierzeiler:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungen immer geboren.

Nebenbei bemerkt, was von den Besen hier gesagt ist, bezieht sich darauf, daß die jungen Jenenser in den Tagen vor Johannis die Straßen durchwanderten und in den Häusern Brennmaterial, besonders die stumpf gekehrten und daher unbrauchbar gewordenen Besen, einsammelten.

An einem Winternachmittage stand Goethe am Fenster und schaute zu, wie mehrere Knaben sich auf dem vor seinem Hause befindlichen freien Platze mit ihren Handschlitten herumtummelten. Da stand plötzlich der von der weimarischen Jugend gefürchtete Gensdarm Sprung mitten unter ihnen, gebot ein donnerndes Halt, nahm den Knaben ihre vier Schlitten ab und transportierte dieselben nach der Polizei. In der nächsten Viertelstunde erschien Goethes Diener daselbst mit einem Billet, welches die Bitte enthielt, die konfiszierten Schlitten wieder frei zu geben. Natürlich wurde diesem Wunsche des Herrn Ministers sofort Folge geleistet.

Seinen letzten Geburtstag brachte Goethe in Ilmenau zu. Er fuhr nach dem Gabelbach und bestieg von hier aus den nahen „Kickelhahn", wo er das durch ihn berühmt gewordene Breterhäuschen besuchte, an dessen einen Fensterpfosten er vor langen Jahren die unsterblichen Verse: „Über allen Gipfeln ist Ruh!" mit Bleistift geschrieben hatte. In tiefer, wehmütiger Bewegung betrachtete er seine durch eine Glastafel geschützten Schriftzüge, die Verse leise vor sich hinsprechend. Dann verließ er still die Stätte, beim Hinabsteigen der kleinen Treppe die ihm gebotene Unterstützung ablehnend. Der Bergbeamte Mahr, der ihn schon oft auf seinen Gängen durch den Ilmenauer Wald begleitet hatte, war auch hier sein Begleiter. Nach vielen Jahren erzählte Mahr dem mir befreundeten Oberschulrat Lauckhard von diesem letzten Besuche Goethes. „War denn Goethe freundlich gegen Sie, wenn er so mit Ihnen durch den Wald ging?" frug Lauckhard. Mahr sah ihn eine kurze Weile schweigend an und sprach dann mit vor Bewegung bebender Stimme: „O, er war die Liebe selbst!"

Und nichts Besseres ist über Goethe gesagt worden, als die wenigen und einfachen Worte Mahrs: „Er war die Liebe selbst!"



Elftes Kapitel.

Was je Stichhaltiges über die Reformbedürftigkeit der Gymnasien gesagt worden ist, das galt leider in vollem Maße von dem Gymnasium in Weimar, wie es in den dreißiger Jahren unseres Säkulums beschaffen war. Wenn man mit Recht das Studium der lateinischen und griechischen Sprache als das beste Bildungsmittel für den jugendlichen Geist rühmt, so muß mit um so größerem Bedauern hervorgehoben werden, daß mir und meinen damaligen Mitschülern diese schätzenswerte Eigenschaft der humanistischen Studien ganz unbillig verkürzt zu gute kam. Wie ich aus einem, mir zufällig noch vorliegenden Stundenplane der Untersekunda ersehe, waren dem lateinischen und griechischen Unterricht wöchentlich nicht weniger als siebzehn Stunden gewidmet, während dreizehn Stunden auf sämtliche übrige Fächer kamen. In der Prima war den letzteren ein noch ungünstigeres Verhältnis zugeteilt. An der Quantität des altklassischen Nährstoffes fehlte es also nicht. Aber die Qualität, in welcher uns derselbe verabreicht wurde — Gott weiß es, wie traurig es damit, seltene Ausnahmen abgerechnet, aussah. Unter den lateinischen Schriftstellern wurde

Cicero auf das entschiedenste bevorzugt. Das wäre ja nicht gerade zu tadeln gewesen, da Cicero für den formalen Gebrauch der lateinischen Sprache ein unübertroffenes Muster ist. Hätte man nur nicht mit Vorliebe diejenigen Schriften des alten Sprachmeisters ausgewählt, welche ihrem Inhalte nach höchst langweilig oder auch in anderer Hinsicht für die Jugend schwer verdaulich sind. Dieser Übelstand fiel bei den griechischen in der Schule gebräuchlichen Schriftstellern weg, da sie alle geeignet sind, das geistige Interesse des Schülers anzuregen. Und doch wurde uns Homer, Sophokles, Lucian ebenso langweilig gemacht, wie die tuskulanischen Quästionen Ciceros, durch die geistlose Pedanterie, mit welcher an den Schöpfungen der herrlichen griechischen Dichter lediglich ein grammatikalisches Zimmerturnen ausgeführt wurde. Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß einer der Herren Lehrer sich rühmen durfte, beim Lesen einer Sophokleischen Tragödie, welches ein Wintersemester auszufüllen bestimmt war, das volle halbe Jahr über den drei ersten Versen zugebracht zu haben! Dieses philologische Kunststück wurde jedoch nur ein einziges Mal in Scene gesetzt, da es höheren Ortes, als man Kunde davon bekam, wenig Beifall gefunden hatte. Übrigens ließ man höheren Ortes vieles passieren, was der schleunigen Ausmerzung wert gewesen wäre. So mußten die Schüler der Sekunda — ebenfalls unglaublich, aber wahr! — wöchentlich sechs doppelspaltige Seiten von Rosts griechischem Lexikon, vom Alpha angefangen und so allmählich das ganze Buch hindurch, auswendig lernen. Die Stunde Freitag nachmittags von 2 bis 3 Uhr wurde dazu verwendet, daß jeder einzelne Schüler vom Lehrer genau geprüft wurde, ob er seine hundert oder zweihundert Wörter auch ordentlich memoriert hatte. Diese völlig nutzlose Quälerei wurde Jahre lang fortgesetzt, bevor ein wohlthätiger Ukas dem Unfug ein Ende machte. Daß bei der herrschenden pedantischen Methode

die Schüler von dem klassischen Hauche des griechischen und römischen Altertums wenig belebt und angeregt wurden, daß im Gegenteil ein Hauch tödlicher Langeweile während der lateinischen und griechischen Unterrichtsstunden durch die Klassen strich, ist begreiflich. Welche wunderliche puerile Reaktion, in den obersten Klassen so gut wie in den unteren, gegen diese Langweiligkeit geübt wurde, wird sich im weiteren Verlaufe dieses Kapitels zeigen.

Um aber gerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß in der Prima von diesem thranigen Gang des Unterrichts — leider nur einmal in der Woche — eine ganz seltsame Diversion in das Reich der Poesie gemacht wurde. Dies geschah, wenn der würdige Klassenlehrer von Prima, der zugleich Direktor des Gymnasiums war, die Horazischen Oden mit uns las. Horaz war der Liebling des „Alten", wie unser Direktor stets genannt wurde, obgleich er erst ein hoher Fünfziger war, und sich, wie wir gleich sehen werden, noch einiges jugendliche Feuer bewahrt hatte. Wir hatten ein Gefühl, wie der Wanderer in der Wüste, der die ersehnte frische Oase betritt, wenn die Horazstunde herankam. Munter und lebhaft, ja oft mit feuriger Begeisterung dozierte der Alte die prächtigen Oden. Er ließ hier freie Übersetzung gelten und lobte, wenn sie uns gelang. Die Regeln der Grammatik wurden als selbstverständlich und bekannt höchstens nebenbei gestreift und der Inhalt desto besser ins Auge gefaßt. Noch höre ich es im Geiste, wenn die sonst eigentümlich gedämpfte Stimme des Alten sich zu lautem, fröhlichen Weckrufe erhob, wenn er das Evoe Bacche durch das Klassenzimmer schallen ließ; noch höre ich es, wie er das quo me Bacche rapis tui plenum, oder das

nunc est libendum, nunc pede libero
pulsanda tellus

begeistert hinausrief, und dabei pede libero auf den hohlen

Fußboden des alten Katheders stampfte, daß es wie Kanonendonner erklang, und der schlimmste aller Staube, der Schulstaub, in einer grauen Wolke aus allen Ritzen des Katheders hervordrang. Noch sehe ich es, wie sich seine lange, hagere Gestalt heroisch emporrichtete, gleich einem zwar entlaubten, aber dem Sturme trotzenden Eichbaume, und wie ein dem Tode mutig ins Antlitz blickender Held, wenn er das

Si fractur illabatur orbis,
impavidum ferient ruinae!

erst mit langsam getragener, in der zweiten Hälfte aber gewaltig anschwellender Stimme deklamierte. Du liegst nun längst im Grabe, lieber Alter, aber noch danke ich es dir, daß du in diesen, wenn auch nur wenigen Stunden einen erfrischenden Regen auf unsere geplagten, dem Eintrocknen nahen Schülerseelen gossest!

Freilich — nicht immer floß so erquickender Tau von den Lippen unseres Alten. Im Gegenteil! Wenn er statt des Horaz den Cicero oder Livius vor sich hatte, dann war er ein ganz rechtschaffener Pedant, und wandelte in demselben Gleise, wie die meisten Schulphilologen jener Zeit. Gewöhnlich war er dann verdrießlich, die Schüler, welche von ihm zum Erklären und Übersetzen aufgerufen wurden, konnten es ihm nicht recht machen, und oft machte sich seine übele Laune in zornigen Explosionen bei geringen Anlässen Luft, wobei stets seine stark markierte Zornader auf der Stirn hoch anschwoll. Das geschah besonders dann, wenn der Schüler, den er eben „abmuckte", es wagte, ihm dabei ins Gesicht zu sehen. Ich erinnere mich einer solchen Zornsteigerung, welche ein gewisser Völker, den er wegen fehlerhaften Übersetzens tadelte, dadurch hervorrief, daß er seine Abmuckung mit — übrigens ganz ehrerbietig — auf den Alten gerichteten Blicken in Empfang nahm. Die Flut stieg höher und höher und gipfelte endlich in den merkwürdigen Worten: „Sie sind dumm, Sie sind frech, Sie sind blöde!"

Unser Alter war aber trotz seiner Launen ein durchaus wohlwollender, biederer und lauterer Charakter. Seine Zornmütigkeit wurde durch ein offenes pater peccavi sofort entwaffnet, und ich kann mich nicht erinnern, daß er selbst gröbere Vergehen, nachdem sie erörtert und geahndet waren, noch hinterher nachgetragen hätte, wie es die unangenehme und schädliche Manier vieler Lehrer ist.

Wir kannten unseren Alten als eine Doppelnatur, je nachdem er guter oder schlechter Laune war, was man ihm sofort bei seinem Eintritte ins Klassenzimmer ansah. Die gute Laune brachte er ja nicht ausschließlich nur in die Horazstunde mit; bisweilen erfreute sie uns auch in anderen Unterrichtsstunden. Und es geschah dann nicht gar selten, daß der Alte „einen Witz machte", den er immer unter herzlichem Lachen hervorbrachte. Dieses Lachen wurde von uns erwiedert — und wie! Was jeder an Lachkraft besaß, wurde bis zum äußersten aufgeboten, wodurch ein orkanartiges Getöse erzeugt wurde, denn siebzig junge Lacher — so viele Primaner waren wir — vermögen etwas! Im Anfange fühlte sich dann der Alte sichtlich angenehm von dieser unverkennbaren Anerkennung seines Humors berührt, und er lachte mit uns, wie wir mit ihm. Aber bald wurde es ihm doch zu toll, und er winkte ernst begütigend mit der Hand, worauf die wilden Wogen des sturmbewegten Meeres sich schnell legten. Denn Respekt hatten wir vor dem Alten, gründlichen Respekt, obgleich unter uns Primanern Kerle mit Backenbärten waren.

Der eben erwähnte Erfolg, welchen die Witze des Alten hatten, gab Anlaß zu einem Vorfalle, welcher als Schulanekdote in mehrfacher Variation und Entstellung weiter erzählt worden ist. Aufgestutzt, gefälscht und verwässert, und begleitet von einer dem entsprechenden Illustration fand ich eine solche Darstellung noch kürzlich in einem weit verbrei-

teten Unterhaltungsblatte vor. Als Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalles fühle ich mich berufen, ihm seine historische Richtigstellung, wie folgt, zu verleihen.

Der Primaner sowohl, wie der jüngste Quartaner, fühlt sich äußerst glücklich, wenn der alltägliche Gang und Zwang des Unterrichts durch irgend ein außergewöhnliches Ereignis unterbrochen wird, besonders wenn ihm dabei Gelegenheit gegeben wird, seinem Thatendrange in irgend einer Weise Luft zu machen. Ein solches Ereignis war es für uns, wenn der Alte einen Witz machte, den wir, die sonst nur in dumpfem Schweigen die Bänke drückten, mit einer Lachsalve begrüßen durften. Aber es waren einige unter uns, denen selbst der kolossale Lärm, welchen die siebzig Lacher erzeugten, noch nicht genügte. Auf einer der fünfzehn Schulbänke saßen fünf Oberprimaner, alle schon großgewachsene Burschen. Diese fünf schmiedeten einen in seinem Erfolge großartigen Plan. Sie verabredeten sich, sobald der Alte einen Witz machen würde, im Takte zu lachen. So erscholl denn bei jeder vorkommenden Gelegenheit das Lachen der Fünf in genau eingehaltenem einstimmigen Rhythmus ho — ho — ho! ho — ho — ho! in das allgemeine Gelächter mit einer solchen Wucht hinein, daß letzteres weit davon übertönt wurde, und daß der Alte bedenkliche Blicke nach jener Bank warf, mit der Hand abwinkte und wohl auch sagte: „Das ist denn doch übertrieben.“ Aber bis auf weiteres ließen sich die fünf Verschwörer nicht aus dem Takte bringen. Da begab es sich an einem heißen Sommernachmittag, in der Zehnminutenpause, welche der zweiten Nachmittagstunde vorherging, daß einer von den Fünfen, v. Beust mit Namen, zu seinem Nachbar sagte, er sei entsetzlich müde und müsse ein halbes Stündchen schlafen. „Wenn ich aufgerufen werden sollte,“ fügte er hinzu, „so stoße mich an und zeige mir schnell die Stelle im Buche, bei der wir stehen.“ Dann

legte er die Arme auf das Pult und den Kopf auf die Arme, eine beliebte Position, die man oft annahm, um hinter dem Rücken des Vormannes vor den Blicken des Lehrers verborgen zu sein. Noch einmal aber richtete v. Beust sich auf und sagte zu seinem Nachbar: „Du, wenn der Alte einen Witz macht, so wecke mich ja, damit ich mitlache.“ Und gleich darauf war er in sanften Schlaf versunken.

Der Alte aber machte diesmal keinen Witz. Schon an der Art, wie er beim Eintritte in die Klasse die Thür aufschlug und mit unwirscher Miene aufs Katheder stürmte, erkannten wir, daß er heute ganz besonders schlechte Laune mitbrachte. Cicero de oratore wurde aufgeschlagen, und einer der Schüler zum Übersetzen aufgerufen. Er machte seine Sache so gut als möglich, fand aber keine Gnade vor dem mürrischen Alten und mußte sich wieder setzen. Ebenso erging es dem zweiten und dritten Aufgerufenen. Der Alte knitterte und tiftelte heute ganz entsetzlich. Jeder bückte sich tief auf sein Buch hinter dem Rücken seines Vormannes, um vom Alten nicht gesehen und aufgerufen zu werden. Eine dumpfe Schwüle lagerte über der Klasse. Da flüsterte der perfide Nachbar dem schlafenden v. Beust, ihn mit dem Ellbogen sanft in die Rippen stoßend, leise ins Ohr: „Der Alte hat einen Witz gemacht, ho, ho, ho!“ Wie von einem elektrischen Schlage berührt, fuhr v. Beust in die Höhe und ließ ein schmetterndes „ho, ho, ho“ in die unheimliche Stille hinein erschallen. Sogleich bemerkte er, daß er der einzige Lacher war, und tauchte schnell wieder hinter dem Rücken des vor ihm Sitzenden unter. Bleich und keines Wortes mächtig starrte der Alte auf v. Beust. Wohl eine volle Minute dauerte es, bis er in die klassischen Worte ausbrach: „v. Beust! Pferdeknecht!“ Die Stimme versagte ihm. Wieder eine Pause, und dann wurde im Cicero fortgefahren. Sofort nach dem Schlusse der Stunde eilte Beust an das

Katheder und entschuldigte sich damit, daß er die vergangene Nacht bis zwei Uhr — nicht etwa getanzt, wie es in Wirklichkeit der Fall war — sondern an seinem lateinischen Aufsatze gearbeitet habe, an welchen er diesmal mit ganz besonderer Sorgfalt gegangen sei. Infolgedessen sei er so erschöpft gewesen, daß ihn der Schlaf übermannt und er sogar lebhaft geträumt habe. Da legte sich denn sofort des Alten Zorn, und v. Beust blieb von allen Folgen seines unzeitigen ho, ho, ho verschont.

Ein Original anderer Art war der Lehrer der griechischen Sprache, den die Schüler, wenn sie unter sich von ihm sprachen, mit seinem Vornamen Ernst, oder auch den „Ulk“ zu nennen pflegten. Auch er war ein durchaus braver Mann, auch strebsam in seiner Art, nur leider allzu tief versunken in das untergeordnete sprachliche Formenwesen. Der eigentliche Geist der Sprache, sowie des Inhaltes der alten Klassiker kam hierbei sehr wenig zur Geltung. Von seiner Lehrmethode giebt das oben erwähnte Auswendiglernen der „Rostwörter“ und die Verwendung eines halben Jahres auf die drei ersten Verszeilen einer griechischen Tragödie einen ungefähren Begriff. In der Grammatik aber war er ein tüchtiger Lehrer. Wenn sein rundwangiges Antlitz mit den merkwürdig hoch hinaufgezogenen Augenbrauen ernst und fast feierlich auf uns hernieder glänzte, dann war er für uns eine wirkliche Respektperson, deren Unwillen zu erregen jeder sich nach Möglichkeit hütete. Dies hinderte uns jedoch durchaus nicht, uns an seinen zahlreichen Eigentümlichkeiten auf das innigste zu ergötzen. Schon seine stets etwas gedämpfte Aussprache war absonderlich. Das g sprach er wie j, das offene e wie das geschlossene, so daß z. B. geben klang wie jehwen; das lange a klang sehr hell, wie ä, das au dagegen dumpf, fast wie oh. Zwischen den einzelnen Worten pflegte er Einschiebsel, wie „oh, hm, ja“ anzubringen.

Auch hatte er die Gewohnheit, wenn er außerhalb des Schulzimmers mit einem Schüler sprach, diesen an einem Rockknopfe zu fassen und denselben während des Gespräches hin und her zu drehen. Eines Tages — ich war damals Oberprimaner — ließ er mich in der Zwischenviertelstunde auf den Vorsaal rufen, um die Einladung zu einem thé dansant an mich ergehen zu lassen, die ich ihrer Originalität wegen hier wörtlich folgen lasse. Ernst bemächtigte sich sofort eines meiner Rockknöpfe und sprach: „Tanzt der Schwabe?“ — „Ja, Herr Professor, er tanzt!“ — „Trinkt der Schwabe auch Thee?“ — „Ja, Herr Professor, er trinkt auch Thee!“ — „Nun, hm! öh! der Schwabe soll heute Abend 7 Uhr zu uns kommen und tanzen und Thee trinken. Meine Frau hat's jesagt. Und — öh, hm, ja, der Reinhold (mein Freund und Mitschüler) soll auch mitkommen, sagen Sie es ihm!“ Während dieses Gespräches hatte der Herr Professor den gefaßten Knopf glücklich abgedreht, und drückte ihn, ohne durch Wort oder Blick davon Notiz zu geben, wie unbewußt mir in die Hand.

Ich kann von dem wackeren Ernst nicht Abschied nehmen, ohne noch ein paar charakteristische Züge von ihm zu erzählen. Ein in Weimar sehr beliebtes Fest war das Vogelschießen der Armbrustschützengesellschaft, welches in deren schönem Garten jedes Jahr abgehalten wurde. Zu dieser mit Ball verbundenen Festlichkeit erhielt stets eine größere Anzahl Primaner Zutritt. Einmal, am Tage vor dem Vogelschießen, stürmte der Alte in die Prima und hielt uns eine Anrede, in welcher er seine Hoffnung aussprach, daß diejenigen Primaner, welche morgen das Armbrustvogelschießen besuchen sollten, sich eines anständigen Benehmens befleißigen würden. Namentlich mache er darauf aufmerksam, daß das Rauchen bei einer solchen Gelegenheit sich für Gymnasiasten nicht schicke, und er wolle es hiermit ernstlich

verboten haben. — Aber solche Verbote sind ja in der Regel nur dazu da, um nicht befolgt zu werden. Wie hätten wir uns die schöne Gelegenheit entgehen lassen sollen, in der „Armbrust“ als junge Herren zu glänzen, denen man den Schulfuchs bei Leibe nicht ansehen sollte! Dazu gehörte aber notwendig die damals noch nicht lange in die Mode gekommene Cigarre. Mehrere von uns saßen denn auch anderen Tages in dem menschenerfüllten Garten der „Armbrust“, wohlgefällig gleich alten Rentiers Cigarren schmauchend und Bier trinkend. Da kam ein Mitschüler, namens Kaiser, zu uns, ein eleganter, hochgewachsener Jüngling, der bereits ein Backenbärtchen aufzuweisen hatte. „Hört,“ sagte er, „nehmt euch mit euren Cigarren in acht! Der Ernst ist da, und ich glaube, er hat mich soeben mit meiner Cigarre gesehen!“ Und so war es. Als der Ulk am nächsten Tage das Katheder bestiegen hatte, räusperte er sich mit verschiedenen hm's und öh's und sprach dann: „Kaiser, was haben Sie jethan?“ — „Ich, Herr Professor?“ — „Ja, Sie! was haben Sie jethan?“ — „Ich habe nichts jethan!“ — „Ja, hm, öh! Sie haben jestern in der Armbrust jeraucht, und der Herr Direktor hatte es doch verboten. Sie werden einmal ein schlechter Staatsbürger werden oder jar keiner!“

Ernst bestrebte sich bisweilen zu zeigen, daß das Gebiet seiner geistigen Thätigkeit sich nicht auf die Philologie beschränkte, sondern auch „profane“ Schriftsteller, wie Goethe und Shakespeare, ja selbst das Gebiet der Naturwissenschaften in ihre Kreise zog. Oft citierte er beim Lesen des Sophokles Parallelstellen aus „Joethe“, deren Parallelismus uns freilich nicht immer einleuchtete. Einst war bei der Lektüre eines griechischen Schriftstellers vom Hirsch die Rede. Ernst ergriff die Gelegenheit, seine naturgeschichtlichen Kenntnisse glänzen zu lassen. „Nun, öh, Elle! hier haben wir also den männlichen Hirsch. Wie nennt man denn den weiblichen

Hirsch?" — „Die Hirschkuh," antwortete Elle. — „J bewahre, hm! nein, Hirschkuh, das jiebt es jar nicht! Öh, hm, öh! der weibliche Hirsch, das ist ja das Reh!"

Einmal hatte er eine Frage an einen Schüler gerichtet, der mit der Antwort zögerte. Ernst bemerkte, daß der Nachbar des Gefragten diesem einblies. Er ergriff den auf dem Katheder ihm zur Hand liegenden Schwamm und warf ihn dem Einbläser an den Kopf mit den Worten: „Sehen Sie, so trifft ein Schwamm den anderen!"

Eine gewisse Berühmtheit hat die folgende Ernst-Anekdote erlangt. Eine das Zimmer durchsummende und gegen die Fensterscheiben anstoßende große Schmeißfliege wurde, weil sie die Aufmerksamkeit des Auditoriums störte, auf Ernsts Geheiß von einem der Schüler, Namens Fries, eingefangen und zum Fenster hinausgeworfen; letzteres aber nur scheinbar, denn Fries gedachte die durch die Fliege bewirkte willkommene Störung in neuer, verbesserter Auflage erscheinen zu lassen. Er nahm ein kleines Eckchen Papier, schrieb darauf den Namen Ernst und befestigte es mit einem Zwirnfädchen an einem Bein der Schmeißfliege, die er nun frei ließ. Etwas gehemmt durch das anhängende Zettelchen, brummte nun die Fliege schwerfälligen Fluges im Zimmer umher, zum großen kindlichen Ergötzen der versammelten Quiriten. Von Anfang an hatte Ernsts scharfes Auge das ganze Manöver bemerkt. Und siehe da! die malitiöse Fliege ließ sich nieder auf Ernsts glänzende Stirn, so daß der kleine Zettel auf seiner Nase baumelte. Ernst faßte zu, betrachtete das Friessche Kunstwerk und las auf dem Zettel seinen Namen. „Fries!" rief er, „was haben Sie sich da unterstanden?" „Ich muß gestehen, Herr Professor," sagte Fries, „es war eine dumme Spielerei von mir, aber ich kann ja nichts dafür, daß die Fliege sich gerade auf Ihren Kopf gesetzt hat." „Schweigen Sie," fuhr Ernst, sehr heftig wer-

dend fort, „ich habe es wohl jesehen, Sie haben die Fliege auf mich jehetzt!“ (Verbotenus!)

Noch sei des Professors der Mathematik und Physik gedacht, eines vortrefflichen Lehrers, an dem allein es wahrlich nicht lag, daß die meisten seiner Schüler wenig oder nichts von ihm lernten. Aber an uns (ich gehörte leider zu jenen meisten) lag auch nicht die ganze Schuld, sondern an der bereits oben hervorgehobenen Thatsache, daß durchschnittlich nur etwa der zehnte Teil der Schüler natürliche mathematische Begabung besitzt. So waren unter uns 33 Oberprimanern nur drei, welche die mathematischen Aufgaben zu lösen vermochten, und von diesen schrieben sie alle anderen ohne Verständnis und ohne Gewissensskrupel ab. Unserem Lehrer war dieses traurige Verhältnis nicht unbekannt. Statt aber zu erkennen, daß die Unfähigkeit, auf den höheren Stufen des mathematischen Unterrichts mit fort zu kommen, hauptsächlich in der mangelnden specifischen Begabung ihren Grund hatte, glaubte er die Ursache lediglich in Unaufmerksamkeit und mangelndem Fleiß suchen zu müssen. Dies machte den sonst so tüchtigen Mann mutlos; er gab uns Nichtwisser auf und wendete sich mit seinen Demonstrationen und Fragen ausschließlich an die von der Natur wie von ihm begünstigte Dreizahl.

Zur Benutzung beim Unterricht in der Physik bestand eine mit verschiedenen guten Apparaten ausgestattete Sammlung, aber der weiland Ritter Blaubart konnte seinen Frauen den Eintritt zu dem bekannten geheimen Kabinett kaum strenger verwehren, als die Schulbehörde uns die Herrlichkeiten des physikalischen Kabinetts vorenthielt. Erst die Oberprimaner wurden des Vorzugs teilhaftig, physikalischen Unterricht zu genießen, und zwar wöchentlich eine Stunde im Sommerhalbjahr, aber auch dies nicht regelmäßig, und es vergingen ganze Jahre, in denen das uns alle so sehr

interessierende Kabinett verschlossen blieb, und auch nicht eine einzige Stunde dem physikalischen Unterrichte gegönnt wurde. Der naturwissenschaftliche Unterricht war eben gleich Null, wenn man nicht die oben erwähnte Belehrung Ernsts über den weiblichen Hirsch als solchen gelten lassen will.

Der Unterricht in der Religion wurde den Primanern vom Direktor in einer, die antike und besonders die Ciceronianische Weltanschauung auf das kühnste streifenden Methode erteilt. Ich erinnere mich z. B., daß auf die Ventilation der Frage, ob ein an Podagra leidender Mann, wenn er bei tiefem Schneefalle auf ganz schmalem Pfade einer Dame begegnete, verpflichtet sei, in den Schnee zu treten, um der Dame Platz zu machen, eine volle Religionsstunde verwendet worden ist.

Es war, wenn man die geschilderten Verhältnisse berücksichtigt, gewiß nicht Übertreibung zu nennen, wenn ich oben sagte, daß in den meisten Unterrichtsstunden die Langeweile wie ein bleierner Alp auf uns lastete. Dies führte zu mancherlei kindischen Unfertigkeiten, mit denen wir uns die Zeit zu vertreiben suchten. Wie die Mode wechselt, so herrschten auch in allen Klassen unseres Gymnasiums periodisch verschiedene Methoden, mit denen wir jenen schlimmen Feind bekämpften. Einmal eine Zeit lang ließ sich bald hier, bald da im Schulzimmer ein häufiges dumpfes Klopfen während des Unterrichts vernehmen. Den Lehrern gelang es nicht, die Ursache dieser Störung zu ermitteln. Wer sich gerade gedrungen fühlte, einen Zeitvertreib vorzunehmen, der malte auf ein Blatt Papier eine Sternscheibe, legte es auf die Diele, und schoß darnach mit dem an einem Bindfaden befestigten Tintenstecher, den man, den Faden in der Hand haltend, gerade soweit hinabfallen ließ, daß die eiserne Spitze das Blatt berührte. Selbst dem Jagdsport wurde gehuldigt. Das Wild waren freilich nur Fliegen, die Jagd aber höchst

sinnreich. Man leckte am Zeigefinger, hielt an die geleckte Stelle den Daumen, und wartete nun geduldig, bis eine durstige Fliege sich an der feuchten Stelle niederließ, worauf sie unfehlbar zwischen den Spitzen der beiden Finger an den Beinen festgehalten wurde. Ein von Papier in der Art der Menageriekäfige hergestelltes, mit ausgeschnittenem Gitter versehenes Gefängnis nahm das bethörte Wild auf. Es gab glückliche Jäger, die es in einer Stunde bis auf ein Dutzend Gefangene brachten.

Aber Scheibenschießen und Fliegenjagd gewährten doch nur ein vorübergehendes Sportvergnügen. Nachhaltiger wurde die heimliche Lektüre unter dem Pulte betrieben, während auf dem Pulte der aufgeschlagene Euripides oder Livius lag. Mit welchem Heißhunger wurden die damals in löschpapierenen Heften mit gelbem Umschlage erscheinenden Cooperschen Romane verschlungen! Eine fatale Situation war es freilich, wenn Wildtödter soeben im Begriff war, einen scheußlichen Huronen vom Baume zu schießen, und die Frage dazwischen kam, warum an einer gewissen Stelle Livius nicht das Perfektum, sondern das Imperfektum gesetzt habe? Stumm und trostlos starrte mein Nachbar Anton bei dieser Frage in die Luft, während sein Vormann sich nach ihm umdrehte und ihm leise zuflüsterte: „Recht so, Anton, sei tückisch, sag's nicht!"

Jener öde Seelenzustand, in welchen uns zeitweilig der alles geistigen Interesses bare Unterricht versetzte, erzeugte sogar ganz verworfene Gedanken in uns. Denn wenn wir keine verbotene Lektüre oder sonstigen Zeitvertreib hatten, und in dumpfem Brüten dem Ende der Stunde entgegenharrten, schlichen sich diabolische Wünsche in unsere jungen Seelen. Ach, wie schön wäre es, wenn jetzt, wo die Glocke des nahen Kirchturmes eben halb drei schlägt, lieber die Sturmglocke ertönte und eine Feuersbrunst ankündigte! Wie

würden wir fort aus dieser Schule des Drangsals stürzen — hinaus nach der Brandstätte; Wasser wollten wir schleppen, Möbel, Menschen und Tiere retten! Es gab Traumschwelger, die diese Wünsche noch weiter raffinierten: Wie herrlich wäre es, wenn das ausgebrochene Feuer auch das Gymnasium ergriffe und in Asche legte! Wochen-, vielleicht monatelang könnte keine Schule gehalten werden! —

Das klingt komisch, ist aber im Grunde recht traurig. O mihi praeteritas referat si Jupiter horas! Vergeblicher Wunsch! Sie kehren nie wieder! — —



Zwölftes Kapitel.

Daß wir uns immer gewaltig auf die Ferien freuten, besonders wenn die großen, vier Wochen dauernden Hundstagsferien herannahten, kann man sich nach den geschilderten Verhältnissen denken. Die Hundstage waren für mich Göttertage, namentlich in der Zeit, als ich noch die Tertia frequentierte. Denn da war es mir einigemal vergönnt, die großen Ferien im Hause meines Oheims von mütterlicher Seite, des Superintendenten Schmidt in Ilmenau, zu verbringen. Das waren Tage voller romantischer Reize. Schon das Haus des Onkels und seine stets äußerst schmuck gehaltenen Räume, und nicht zum wenigsten der frische Duft, der es erfüllte, hatten für mich etwas eigentümlich Anheimelndes. Wer eine feine Nase besitzt, hat es gewiß schon oft an sich erfahren, daß manche Gerüche eigentümliche Seelenstimmungen hervorzurufen vermögen.

Das Pfarrhaus in Ilmenau oder die Superintendentur, wie es dort mit dem langgegliederten, stolzeren Namen hieß, konnte und kann ich noch heute mir nicht ohne das würdige Paar denken, welches sich in das Regiment in demselben teilte. Mein Onkel, obgleich erst etwa 50 Jahre alt und

von frischem Aussehen, hatte das schneeweiße Haar eines Greisen und das Gemüt eines Kindes. Mit vieler in seinem Äußeren sich kundgebender Würde verband er eine harmlose Heiterkeit. Seine Gesinnung war mild und menschenfreundlich, seine geistliche Denk- und Lehrweise neigte zu dem damals die Sache der Aufklärung und Denkfreiheit vertretenden Rationalismus. Letzteres war der Grund, weshalb ihm ein Teil seiner Gemeinde, welche fast zur Hälfte aus Pietisten bestand, durchaus nicht gewogen war und dem guten Manne so manche gehässige Kränkung anthat. In der alten wie in der neuen Litteratur war er sehr bewandert und namentlich ein Kenner und warmer Verehrer Goethes. Von Goethe, der in seinen letzten Lebensjahren oft in Ilmenau verweilte, wußte mein Onkel interessant zu erzählen, da er mit ihm mehrfach in persönliche Berührung gekommen war.

Dem Onkel stand würdig zur Seite die treffliche Hausfrau und Hausmutter. Sie führte ein strenges, aber gerechtes und wohlwollendes Hausregiment, und das war bei der zahlreichen jugendlichen Bevölkerung des Hauses keine Kleinigkeit. Alles ging wie am Schnürchen; Zimmer und Kammern, Hof und Garten, Tisch und Küche — alles war jederzeit in bester Ordnung, und dabei wachte ihr mütterliches Auge sorgsam über die sie umgebende Kinderschar, denn außer ihren eigenen Kindern hatte sie noch drei oder vier Knaben, welche im Hause in Pension und Erziehung waren, zu hüten und zu beaufsichtigen.

Bei aller gemessenen Ordnung war in der „Superintendentur" ein fröhliches Leben, welches beträchtlich lauter und ungebundener sich äußerte, wenn wir sechs Knaben hinaus ins Freie kamen, bald mit dem Onkel Spaziergänge machend, bald für uns allein im nahen Walde uns umhertreibend, bald in dem großen, aber ungefährlichen Teiche

badend und gleich einer Schar Tritonen die klare stille Flut in wilden Aufruhr versetzend.

Ich erinnere mich eines schönen Spätsommertages, an dem wir die Erlaubnis erhielten, einige Stunden in den Wald zu gehen, mit der Weisung, pünktlich um 7 Uhr zum Abendessen wieder zu Haus zu sein. Wir stürmten hinaus, und im Walde angekommen, beschlossen wir, „Räubers" zu spielen. Durch das Los teilten wir uns in Räuber, Gensdarmen und den zu beraubenden Wanderer. Ich war einer der beiden Räuber, hatte bereits die Ermordung des unglücklichen Wandermannes auf dem Gewissen, und wurde von den drei Gensdarmen eifrig verfolgt. In wilder Flucht — es galt ja mein Leben! — rannte ich durch den Wald, und ohne es zu bemerken, überschritt ich die vorher verabredete Grenze des Spielbezirks, die durch einen uns bekannten Fußpfad bezeichnet war. Ich lief weiter und weiter, und plötzlich öffnete sich vor mir eine kleine Lichtung, so groß wie ein mäßiger Tanzsaal. Von dunkeln Fichten rings umschlossen und von ihnen nur durch einen schmalen, smaragdgrünen Rasenrand geschieden, lag vor mir ein kleiner Weiher, so klar, daß man die auf seinem Grunde wachsenden Wasserpflanzen deutlich sah. Das lärmende Geschrei der mich verfolgenden Gensdarmen war nicht mehr hörbar, tiefe Waldesstille umgab mich. An einem kühlen Rinnsal, das aus der Spalte eines bemosten Felsblockes sich leise murmelnd in den Weiher ergoß, erfrischte ich meine brennenden Lippen und warf mich dann, um auszuruhen, neben dem Quell auf den von weichem Moos durchwachsenen Rasen. Ich sah und hörte dem um mich sich regenden heimlichen Leben zu. Vor mir schwankten schlanke Wasserlilien auf und nieder, über sie hin schwirrten in unhörbarem Fluge zwei stahlblaue Libellen. Fernher tönten von Zeit zu Zeit die kurzen melodischen Strophen der

Drossel. Die Sonne, die sich schon hinter den Fichten verborgen hatte, sandte bisweilen durch die dunkeln Zweige einen Strahl, der flüchtig über die kleine Wasserfläche hinschwebte, um rasch wieder zu verschwinden. Ein sanftes Träumen nahm meine Gedanken gefangen, der Zauber der Waldeinsamkeit umstrickte mich immer fester. Plötzlich klopfte ganz in der Nähe ein Specht mit seinem Schnabel an einen Fichtenstamm und rief: Aufgepaßt! Und die Drossel ließ ihren Ruf erschallen: Hört ihr? Sie kommt! Zwei Meisen mit kohlschwarzen Köpfchen flogen aus dem Dickicht hervor, setzten sich auf die höchsten Zweige einer Tanne, und die eine sagte zur anderen: Siehst du sie? Und nun erklang, erst von fern her, dann immer näher, eine unbeschreiblich schöne Musik, wie Läuten von hundert großen und kleinen Glocken. Die zauberischen Töne hallten auf wunderbare Weise durch den Wald, jeder Baum schien mitzuklingen, und ich wagte kaum zu atmen, als das Klingen und Läuten jetzt ganz in meiner Nähe war und sich nun langsam wieder entfernte, bis die Akkorde nur noch wie aus weiter Ferne zu mir klangen. War das nicht die Fee Waldeinsamkeit, die soeben ihren Durchzug durch den Wald gehalten hatte?

Die Dämmerung breitete sich über den Wald aus, ich raffte mich aus meiner traumhaften Entzückung empor, und eilte in derselben Richtung, in der ich gekommen war, dem Ausgange des Waldes zu. Als ich nach Hause kam, fand ich im Eßzimmer die Familie noch beisammen, aber die Abendmahlzeit war bereits seit einer halben Stunde vorüber, und ernsten Blicks frug der Onkel nach dem Grunde meines Ausbleibens, das bereits Besorgnis erregt hatte. Ich erzählte mein Abenteuer im Walde, und lächelnd erteilte er mir Verzeihung, zu deren Bestätigung ich ein mächtiges, köstlich mundendes Butterbrot von der Tante erhielt. Wäh=

rend ich schmauste, erklärte mir der Onkel die Entstehung der wunderbaren Musik, die ich gehört hatte. Sie rühre, sagte er mir, von den wohlgestimmten Glocken der heimkehrenden Rinderherden her. Das Läuten dieser Glocken im Walde, wo jeder Fichtenstamm einen Resonanzboden bilde, ergebe eine so schöne Musik, daß schon manches empfindsame Gemüt tief davon ergriffen worden sei.



Dreizehntes Kapitel.

Nicht immer lockte uns der Himmel zu Ausflügen in Wald und Flur. Oft kündigte sich der nahende Herbst durch rauhes und naßkaltes Wetter an, welches uns in das Haus bannte. Doch das verdarb uns die Laune nicht, wir wußten uns immer gut zu unterhalten. Die liebste Unterhaltung aber war es uns, wenn der Onkel in trauter Abendstunde sich herbeiließ, etwas zu erzählen, was er meisterhaft verstand. Eines Tages saßen wir nach dem Abendessen beisammen in dem parterre gelegenen Familienzimmer. Draußen war es dunkel und frostig, der Wind rüttelte an den Fensterläden und schlug einzelne Regenschauer gegen die Scheiben. Wir Knaben hockten in einer Ecke und schmiedeten Pläne für den folgenden Tag, besseres Wetter zu ihrer Ausführung hoffend. Da hörten wir, wie der Onkel zur Tante sagte: „Weißt du schon, daß seit vierzehn Tagen Tinius nur zwei Stunden von uns in dem Dorfe Aschenrode wohnt?" „Wie?" sprach die Tante erregt, „der schreckliche Pfarrer in unserer Nähe? Ich denke, der sitzt im Zuchthaus?" „Nicht mehr," entgegnete der Onkel, und ehe er weiter reden konnte, hatten wir ihn umringt und frugen:

„Was ist das für ein schrecklicher Pfarrer? Bitte, bitte, erzähle uns!“ — „Kinder,“ sprach der Onkel, „das ist eine unheimliche Geschichte, mit der ich euch nicht in Aufregung versetzen möchte. Der Pfarrer Tinius würde euch fürchten machen und nicht in Schlaf kommen lassen.“ — „Nein, nein! wir Jungen fürchten uns nicht, und heute ist es so schön zum Erzählen, und je gruseliger, desto besser. Bitte, erzähle uns vom Pfarrer Tinius!“ — Der gute Onkel konnte unserem Drängen nicht widerstehen, und begann — „wie folgt“ darf ich leider nicht sagen, denn ich verstehe es nicht so wie er zu erzählen.

Es mochte um das Jahr 1810 oder 1811 sein, als in der näheren und weiteren Umgegend von Weißenfels auf der großen, von da nach Leipzig führenden Straße und auf deren Abzweigungen mehrfach ganz eigentümliche Raubanfälle in den Personenpostwagen, welche jene Straßen befuhren, verübt wurden. Der erste dieser Fälle betraf einen starken, munteren Mann, einen Viehbesitzer aus Querfurt, der mit wohlgefüllter, um den Leib geschnallter Geldkatze nach Leipzig reiste. Er saß allein im Postwagen mit einem Herrn, anscheinend einem Lehrer oder Beamten. Dieser war zwar etwas schweigsam, gab aber willig Antwort und hörte freundlich dem Geplauder des Viehhändlers zu. Im Gespräch zog der Herr eine silberne Dose hervor, schnupfte und bot dann seinem Reisegefährten eine Prise, welche dieser annahm, ohne zu bemerken, daß jener die Dose umgedreht hatte, als er sie ihm präsentierte. Nicht lange darnach klagte der Viehhändler über Schwere im Kopfe und Schläfrigkeit. „Das kommt von der großen Sommerwärme,“ sagte der Herr mit der Dose. „Da! nehmen Sie noch eine Prise, das erfrischt die Lebensgeister!“ Der Viehhändler schnupfte wieder, und nach wenigen Minuten war er in tiefen Schlaf versunken und lehnte mit stark gerötetem Gesicht und laut

schnarchend in seiner Wagenecke. Beim nächsten Dorfe ließ der Herr halten und verließ den Postwagen. Als bei der Ankunft auf der Station der Wagenschlag geöffnet worden, hatte man große Mühe, den einsamen Passagier aus seinem tiefen Schlafe zu erwecken. Derselbe erhielt aber schnell seine volle Munterkeit, als er mit Schrecken bemerkte, daß ihm seine Geldkatze fehlte. Die mit Hilfe der Polizei sogleich angestellten Nachforschungen nach dem des Raubes verdächtigen Passagier blieben erfolglos.

In kurzen Zwischenräumen, doch immer auf anderen Postrouten derselben Gegend kamen ganz ähnliche Fälle von Beraubung im Postwagen vor. Jedesmal waren nur zwei Passagiere im Wagen gewesen, und der eine war der Mann mit der Dose, der dann spurlos, als hätte ihn die Erde verschlungen, verschwunden war. Aber immer schien es ein anderer gewesen zu sein, nach Kleidung, Haarfarbe, Bart u. s. w. Sobald die einzelnen Fälle bekannt wurden, was damals nicht so schnell ging, wie heutzutage, wurde man ängstlich und scheute sich, mit einem anderen Passagier allein im Postwagen zu fahren. Da aber nach den ersten vier oder fünf Beraubungen keine neuen vorkamen, beruhigte man sich bald wieder.

Da geschah es im Januar 1812, daß die Bewohner der friedlichen Stadt Leipzig durch einen unerhört kühnen Mord, der am hellen Tage in einer belebten Straße ausgeführt worden war, in große Aufregung versetzt wurden. Am Vormittag nach 10 Uhr trat zu dem hochbetagten wohlhabenden Kaufmann Schmidt ein ihm unbekannter Mann ins Zimmer, und eröffnete ihm, er sei aus Hamburg an ihn empfohlen, um sich seinen Rat wegen Anlegung einer größeren Geldsumme zu erbitten. Schmidt riet dem Fremden, Leipziger Stadtobligationen zu kaufen, und auf den Wunsch, eine solche zu sehen, nahm Schmidt ein Stück zu 500 Thaler

aus einem Kasten seines Schreibtisches, zeigte es dem Fremden und legte das Papier wieder an seinen Ort. Während des weiteren Gesprächs präsentierte der Fremde dem Schmidt seine Dose, und dieser nahm eine Prise. Auf einmal sank er bewußtlos um. Als er wieder zu sich kam, blutete er stark am Kopfe und erhob sich mit Mühe. Der Fremde war fort, und mit ihm elf Stadtobligationen im Werte von 3000 Thalern. Noch in derselben Stunde des Vormittags erschien im Comptoir des Fregeschen Bankgeschäftes ein fremder, anständig aussehender Mann, erkundigte sich nach den Kursverhältnissen, und wechselte dann für 3000 Thaler Obligationen gegen Gold ein. Er überzählte das Geld genau, und sein Benehmen war durchaus ruhig und unbefangen.

Der unglückliche Kaufmann Schmidt behielt noch eine kurze Zeit seine Besinnung, so daß er gerichtlich vernommen werden konnte. Dann aber verfiel er von neuem in Bewußtlosigkeit, und die Vorboten des Todes stellten sich ein, der einige Tage nach dem Mordanfalle erfolgte. Die Verwundung des Kopfes war eine furchtbare. An zwei Stellen war der Schädel durchgeschlagen, und aus der Beschaffenheit der Verletzungen ging hervor, daß sie mit einem schweren, spitzen Instrument — wahrscheinlich einem Spitzhammer — hervorgebracht waren.

Alle Bemühungen der Behörden, den Mörder ausfindig zu machen, waren erfolglos; er blieb spurlos verschwunden.

Im Februar 1813 wurde die Stadt durch einen neuen Mord abermals in Schrecken gesetzt, der unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie der Schmidtsche, ausgeführt worden war. Am Morgen gegen 9 Uhr war zu der am neuen Neumarkt drei Treppen hoch wohnenden Witwe Kunhardt ein fremder Mann gekommen und hatte ihr einen Brief gegeben, in welchem sie von einem gewissen Bröse um ein Darlehen von tausend Thalern gebeten wurde. Die Kun-

hardt hatte ihr Dienstmädchen ausgeschickt, um eine Flasche Wein zu holen. Als das Mädchen zurückkehrte, begegnete ihr von der Treppe herabkommend in der Hausflur ein in einen blauen Mantel gehüllter Mann, den sie sofort erkannte, da sie ihn in einer Gastwirtschaft, in der sie früher gedient, öfter gesehen hatte. Es war der Pfarrer Tinius aus Poserna bei Weißenfels.

Als die Magd die Treppe hinaufging, hörte sie ein lautes Stöhnen, und oben angekommen, fand sie ihre Herrin mit blutigem Kopfe an der Stubenthür lehnend. Die Verwundete sagte ihr, ein fremder Kerl, der ihr den am Boden liegenden Brief gebracht, habe sie so blutig geschlagen. Die Magd rief nach Hilfe; man brachte die bereits besinnungslose Frau zu Bett, und bald darauf trat ihr Tod ein. Wie früher beim Kaufmann Schmidt, war der Schädel an mehreren Stellen zertrümmert, wie es schien, durch Hammerschläge.

Schon mehrere Tage vorher hatten einige Personen, welche mit der Kunhardt in demselben Hause wohnten, den Mann im blauen Mantel die Treppe zur Frau Kunhardt hinaufgehen gesehen. Die eine dieser Personen hatte der Mann nach der Wohnung der Kunhardt gefragt, war aber, ohne zu ihr zu gehen, auf der Treppe wieder umgekehrt. Diese Angaben, zu denen sich noch andere Verdachtsgründe gesellten, veranlaßten die Behörde, den Pfarrer zu Poserna zu verhaften. Dies geschah aber, dank dem damaligen langsamen Gange der Justizpflege, erst mehrere Wochen, nachdem der Mord geschehen war. Tinius war in dieser Zeit von einem Vertrauten in Leipzig brieflich gewarnt worden, daß etwas gegen ihn „im Werke sei". Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Aber er that es nicht, ja er hatte nicht einmal die Sachen, die ihn verdächtig machen konnten, vernichtet oder auch nur

verborgen. Diese Sorglosigkeit bei einem sonst so schlau berechnenden Manne ist schwer zu begreifen. Bei seiner Verhaftung zeigte sich Tinius ruhig und unbefangen.

Der Pfarrer Tinius, oder wie er gewöhnlich genannt wurde, Magister Tinius[1]), war als Kind armer Landleute 1764 in Schlesien geboren. Durch seine bedeutenden geistigen Anlagen veranlaßt, gewährten ihm mildthätige Menschen die Mittel, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nach sehr gut bestandenem Examen war Tinius an verschiedenen Stellen als Hauslehrer thätig. Dann wurde er Lehrer am Gymnasium zu Schleusingen und 1798 Pfarrer zu Heinrichs bei Suhl. 1809 erhielt er die einträgliche Pfarrstelle zu Poserna bei Weißenfels, demselben Dorfe, in welchem unser wackerer Seume geboren ist. Von allen Orten, wo Tinius gewesen war, hatte er die vorzüglichsten Zeugnisse. So bezeugte ihm der Ephorus von Suhl, daß er während seiner elfjährigen Amtsführung zu Heinrichs „stets gewissenhaft gehandelt und große Sittenreinheit und Unbescholtenheit des Wandels an den Tag gelegt“ habe. Tinius war namentlich ein ausgezeichneter Prediger. Der Rat zu Heinrichs bezeugte, daß er „im außerordentlichen Beifall und Zulauf der Zuhörer aus allen Gegenden seinesgleichen hier noch nicht gehabt“. Dabei war Tinius als ein wohlhabender, sehr mäßiger und sparsamer Mann bekannt, sparsam freilich bis auf einen Punkt. Mit dem Fleiß, den er auf theologische und sprachliche Studien verwendete, verband sich die mehr und mehr anwachsende Leidenschaft, Bücher zu kaufen. Er stand mit einer Menge von Buchhändlern und Antiquaren in Geschäftsverbindung, weshalb er sehr oft, bald zu Fuß, bald mit der Personenpost von

[1]) Näheres über Tinius s. im Neuen Pitaval Bd. 4 und in Hackländers und Höfers Hausblättern, Jahrg. 1844. 3. Bd.

Poserna nach dem nur fünf Stunden entfernten Leipzig reiste. In seinem Pfarrhaus waren die sämtlichen Zimmer und Kammern des oberen Stockwerks mit Büchern angefüllt, und seine Bibliothek belief sich zuletzt auf 60 000 Bände. Nicht bloß einzeln und in kleineren Quantitäten kaufte er Bücher, sondern auch ganze Bibliotheken, wie z. B. die ansehnliche Nösseltsche Bibliothek in Halle, wobei er sich rühmte, 400 Thaler mehr geboten zu haben als der König von Preußen. Man wunderte sich wohl hier und da über die mit dieser Bibliomanie verbundenen großen Ausgaben, zumal da Tinius für eine ziemlich große Familie zu sorgen hatte. Indes fand man doch die Erklärung darin, daß seine Pfarrstelle sehr einträglich war, daß seine Frau ihm Vermögen zugebracht hatte, und daß Tinius im übrigen äußerst sparsam lebte. In Wirklichkeit aber reichten seine Einnahmen bei weitem nicht hin, die großen Kosten seiner Passion zu bestreiten. Und so machte denn die eine Leidenschaft, Bücher über Bücher in seinen Besitz zu bringen, diesen wissenschaftlich hochgebildeten, bisher durchaus unbescholtenen Mann zu einem furchtbaren Verbrecher, der jahrelang unter den verschiedensten Masken und mit schlauer, weit voraussehender Berechnung auf Raub und Mord ausging und seine Unthaten stets mit unglaublicher Ruhe und Kaltblütigkeit ausführte.

Tinius war also wegen dringenden Verdachtes im März 1813 verhaftet worden, aber erst ein Jahr darauf wurde die Voruntersuchung geschlossen, und vom Schöffenstuhl in Leipzig wurde erkannt, daß das eigentliche strafrechtliche Verfahren wider Tinius zu beginnen habe. Dieses Erkenntnis hatte an sich schon die Entsetzung des Tinius von seinem geistlichen Amte zur Folge. Die Amtsentsetzung erfolgte in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Behörden und im Beisein zahlloser Zuschauer in der Nikolaikirche zu Leipzig.

Es war ein erschütternder und feierlicher Akt, der hier vor sich ging. Der Superintendent Rosenmüller hielt eine ergreifende Rede, worauf Tinius im Priesterornat vorgeführt wurde. Der Kirchendiener nahm ihm Talar und Halskragen ab, unter der Verwarnung, sich nie wieder im priesterlichen Ornat zu zeigen, und überlieferte ihn dem Fronvogt zur Abgabe an die weltlichen Gerichte. Tinius aber ließ ruhig und gelassen alles über sich ergehen, er stand da erhobenen Hauptes und mit der Miene eines, der sich keiner Schuld bewußt ist, und folgte dann aufrechten, festen Ganges den Gerichtsdienern. Bei diesem Anblick mochten in manchem Zuschauer Zweifel aufsteigen, ob denn dieser Mann, der mit solcher äußerer Fassung die über ihn verhängte Schande auf sich nahm, wirklich ein Verbrecher sein könnte. Aber die bisher geführte Untersuchung hatte doch bereits eine so große Menge Beweise für die Schuld des Gefangenen geliefert, daß die weitere, durch volle zehn Jahre sich hinziehende strafrechtliche Untersuchung eigentlich ganz überflüssig und nur in dem damals gesetzlich vorgeschriebenen Verfahren begründet war.

Der mit verstellter Handschrift geschriebene Brief, welchen Tinius der Frau Kunhardt mit der einen Hand überreichte, während er in der anderen den todbringenden Hammer gefaßt hielt, wurde von mehreren Schriftkundigen geprüft und trotz der verstellten Schriftzüge einstimmig als die Handschrift des Angeschuldigten anerkannt. Bei der Visitation, welche in Tinius' Wohnung vorgenommen wurde, fand man von seiner Hand geschriebene lange Verzeichnisse von alten Kaufleuten, Handwerkern, Landwirten, besonders aber von alten Witwen und Jungfrauen, die für sich allein lebten, bei denen ein Einbruch nicht schwierig schien — und diese Personen waren sämtlich wohlhabend! Man fand ferner eine Partie Perücken, falsche Bärte, Anzüge und Kopf-

bedeckungen, in welchen man sich als Forstmann, Bauer, Schullehrer u. s. w. kleiden konnte. Man fand endlich auch den bekannten blauen Mantel und in dessen Tasche den furchtbaren Mordhammer. Das eine spitze Schlagende desselben paßte genau in die Verletzungen, welche dem Kaufmann Schmidt und der Witwe Kunhardt den Tod gebracht hatten. Es wurde ferner festgestellt, daß Tinius an den beiden Tagen, an denen Schmidt und die Kunhardt ermordet worden, in Leipzig gewesen war, und daß er in den Tagen nach Schmidts Ermordung 3000 Thaler Bücherschulden, hauptsächlich für die angekaufte Nösseltsche Bibliothek, bezahlt hatte, obgleich er nachweisbar unmittelbar vorher in großer Geldverlegenheit gewesen war.

Es konnte nicht fehlen, daß das Publikum mit großem Interesse den Gang der gerichtlichen Untersuchung verfolgte, wenigstens im ersten Jahre derselben. Und nun tauchten allerlei Schauergeschichten auf, in denen das unheimliche Treiben des überall nach neuen Opfern umherspähenden Pfarrers geschildert wurde. Eine ganze Anzahl von solchen Berichten wurde mit in das ungeheuer weitschichtige Untersuchungsmaterial gezogen und aktenmäßig festgestellt.

So kam Tinius kurz vor dem Mordanfall auf die Kunhardt 1812 im Winter abends nach 7 Uhr in das Haus des Domänenpachters Amtmann N., den er persönlich kannte und schon mehrmals besucht hatte. Es war wenige Tage vor dem Termine, an welchem N. seinen halbjährigen Pacht zu zahlen hatte, und daher wahrscheinlich, daß die hierzu nötige Geldsumme bereits vorrätig lag. Als Zweck seines Besuches gab Tinius an, er wünsche sich nach den Verhältnissen eines benachbarten Gutsbesitzers zu erkundigen, der eine ihm bekannte reiche Dame um ein bedeutendes Darlehen gebeten habe. Es waren bereits dunkele Gerüchte über das Treiben des unheimlichen Pfarrers in das Publikum

gedrungen, von denen auch N. gehört hatte. Aber, wie die meisten, schenkte er ihnen keinen Glauben, denn diesen wohlsituierten Mann, diesen ausgezeichneten Kanzelredner und pflichtgetreuen Beamten für einen Räuber zu halten, schien doch gar zu absurd. N. gab die verlangte Auskunft, behielt den Pfarrer zum Abendessen, und als dieser aufbrechen wollte, lud er ihn ein, über Nacht zu bleiben, da es zu spät sei, um noch nach dem zwei Stunden entfernten Poserna zu gehen. Tinius nahm die Einladung dankend an. Der freundliche Wirt geleitete seinen Gast in dessen Schlafzimmer, worauf dieser, wie um die Höflichkeit zu erwidern, sagte: „Nun muß ich auch sehen, wo Sie schlafen?“ Er ging mit dem Amtmanne in dessen auf dem Korridor, dem seinen gegenüber liegendes Schlafzimmer, wo sein Auge rasch die Örtlichkeit überblickte und wahrnahm, daß des Amtmanns Pult in demselben stand, und daß auch das Nachtlicht, bei welchem derselbe zu schlafen pflegte, bereits angezündet war.

Mitternacht kam heran. Im Hause war alles still. Leise öffnete sich die Thür zu des Amtmanns Schlafgemach, eine dunkle Gestalt schlich herein und näherte sich mit dem unhörbaren Schritte eines Raubtieres dem Bette, auf die tiefen Atemzüge des Schlafenden horchend. Da schlug im Nebenzimmer ein Hund laut an, der Amtmann erwachte und sah vor sich den Magister Tinius, in der rechten Hand einen Hammer, in der anderen einen großen Nagel haltend; an seinem linken Arme hing ein Blumenkranz. Erschrocken, doch rasch sich ermannend, sprang N. aus dem Bette, packte Tinius an der Brust und drückte ihn an die Wand. „Hab' ich dich, Schurke?“ schrie er ihn an. Tinius blieb ruhig und sagte: „Kommen Sie doch zur Besinnung, lieber N! Was denken Sie denn von mir?“ — „Daß du ein Räuber, ein Mörder bist! Was soll der Hammer in deiner Hand?“ — „Mein Gott, so besinnen Sie sich doch,“ sprach Tinius

mit beruhigender Stimme weiter. Morgen ist ja Ihr Geburtstag, und hier, sehen Sie diesen Blumenkranz, den wollte ich über Ihr Bett nageln, damit er Ihnen beim ersten Erwachen meinen Geburtstagsgruß brachte!" — „Sie lügen, Herr Magister!" entgegnete der keineswegs beruhigte Amtmann, ihn gleichwohl von seinem festen Griff befreiend. „Die Geschichte da mit dem Kranze glaube ein anderer! Wie konnten Sie denken, daß ich nicht erwachen sollte, während Sie dicht neben mir einen Nagel in die Wand schlügen?" — „Nun sehen Sie, sagte Tinius lächelnd, für diese Frage giebt es eine einfache scherzhafte Lösung. Sie äußerten, als wir an Ihrem Tische saßen, Ihr Schlaf sei so gesund und fest, daß man eine Pistole an Ihrem Bette losschießen könnte, ohne Sie zu erwecken." — „Und was für einen Grund hatten Sie, diesen verdächtigen Hammer bei sich zu führen?" frug der von seinem Mißtrauen durchaus nicht befreite Amtmann weiter. — „Das beruht auf einem sehr harmlosen Zufalle," antwortete Tinius. „Sie wissen ja, ich bin ein halber Tischler, und besorge die an meinen zahlreichen Bücherregalen vorkommenden Reparaturen meist eigenhändig. Die Axt im Hause erspart den Zimmermann, sagt unser Schiller. Vorgestern brauchte ich zu einem solchen Zwecke den Hammer, wollte ihn dann beiseite legen, und da gerade kein bequemer Platz hierzu war, steckte ich ihn einstweilen in die Tasche des neben dem Bücherregal hängenden Mantels, wo ich ihn vergaß und erst heute abend entdeckte. Ohne diesen Zufall hätte ich den Kranz heimlich auf den Tisch vor Ihrem Bette gelegt." — „So ganz ziemlich leidlich präpariert! wie mein lateinischer Lehrer zu sagen pflegte," brummte der Amtmann verdrießlich. „Nun aber, bitte, da drüben ist Ihr Zimmer! Und morgen früh" — „werde ich das Vergnügen nicht haben," unterbrach ihn Tinius, „den Geburtstagsgruß zu wiederholen, den Ihnen

dieser Kranz in meinem Namen bringen sollte, denn die aufgehende Sonne wird mich auf dem Wege nach Poserna finden, wo ich schon früh am Tage Amtsgeschäfte zu erledigen habe. Schlafen Sie wohl, und — — ja, Sie haben mir doch recht weh gethan!"

Einen ganz ähnlichen Besuch stattete Tinius seiner Schwiegermutter, der alten Witwe Kind, ab. Diese war eine vermögende Frau, die oft größere Geldsummen in ihrer Wohnung hatte. Im Jahre 1812 kam Tinius einst spät abends, in seinen blauen Mantel gehüllt, zu ihr. Sie erkannte ihn nicht und frug ängstlich: „Wer ist Er denn? Was will Er so spät in der Nacht?" Der Vermummte sagte nur: „Still, still!" und trat auf sie zu. Die Alte rief laut nach ihrer Magd, und nun erst gab sich Tinius zu erkennen.

Im Publikum erzählte man sich von noch mehreren Besuchen, die Tinius hier und da gemacht, und daß die Besuchten sich Glück gewünscht, daß ihr Finger nicht in die dargebotene Schnupfdose griff. Denn dieser mit Schnupftabak, dem ein betäubendes Gift beigemengt war, gefüllten Dose wurde vom Gericht eine bedeutende Rolle bei den Tiniusschen Raubzügen zugeschrieben.

Während Tinius im Gefängnisse saß, war er bereits eine sagenhafte Figur geworden. In der Phantasie seiner Zeitgenossen lebte sein Bild als das eines blassen Mannes mit schlichtem, in der Mitte gescheiteltem Haare, wie er, in seinen blauen Mantel gehüllt, den Mordhammer in der Tasche, umherschleicht und die Gelegenheit auskundschaftet, seinen Raub zu erfassen.

Zehn volle Jahre saß Tinius in Untersuchungshaft! Die Untersuchung war eine außerordentlich schwierige und zog sich so sehr in die Länge, weil Tinius in seiner Verteidigung jede Schuld leugnete, und mit raffiniertem Scharf-

sinne für jedes beschwerende Faktum, welches ihm vorgehalten wurde, eine ganz plausible Erklärung bereit hatte, welche dessen unverdächtige Bedeutung darlegte. Nach vierundzwanzigjähriger Haft, welche er halb im Untersuchungsgefängnisse und halb im Zuchthause, zu dem er schließlich verurteilt wurde, verbracht hatte, verließ er vor zwei Jahren als zweiundsiebzigjähriger Greis mit weiß gewordenem Haupthaare, aber ungebrochen an Geist und Körper, das Zuchthaus, von aller Welt gelöst und verstoßen, denn auch seine Frau und Kinder haben sich von ihm losgesagt. „Und als der Zeitpunkt seiner Freigebung heranrückte, flackerten jählings auf dem Schauplatze seiner Verbrechen die Erinnerungen an den dämonischen Mann wieder auf. Ein Angstfeuer durchschauerte die Gemüter; der Ruf: Tinius kommt! wurde zum Sprichworte der Furcht. Man sah ihn wieder, wie einst, sich hinter seinen heiligen Folianten erheben, um mit Dose und Hammer, einem hungrigen Werwolfe gleich, nach Beute auszuschleichen. Kein Wunder, daß jede der Gemeinden, in welchen er einst gewirkt hatte, ihm das Heimatsrecht versagte. Gänzlich mittellos und verlassen mußte der Greis in dem Landarmenhause zu Zeitz eine Zuflucht suchen. Da die Unruhe und methodische Pünktlichkeit einer so großen Anstalt ihn in seinen Arbeiten störte, versuchte er es wieder mit dem Einzelleben[1]). Die Unterhaltungskosten, welche seine letzte Pfarrgemeinde an ihn zu entrichten hat, 25 Thaler jährlich, sind seine ganze feste Einnahme. Daneben verschafft er sich noch einen dürftigen Verdienst durch Korrekturen. Aber nirgends will man den unheimlichen Mann behalten, und so ist sein Bleiben an keinem Orte von langer Dauer. Wie ich höre, wohnt er jetzt seit acht Tagen in dem zwei Stunden von hier gelegenen Dorfe Aschenrode. — Das,

---

[1]) S. Hackländer und Höfer, Hausblätter 1863, 3. Bd., S. 317.

meine lieben Kinder, ist die Geschichte von Tinius, dem furchtbaren Pfarrer! Und nun setzt euch noch eine halbe Stunde zu einem munteren Spiele um den Tisch, damit euch andere Gedanken, als der an den Magister Tinius, zu Bett begleiten."

Aber wir hatten keine Lust zu spielen. Schweigend und gespannt hatten wir zugehört, und schweigend saßen wir eng beieinander und ließen das Schauergemälde vom schrecklichen Pfarrer nochmals in unseren Seelen vorüberziehen. Vom nahen Kirchturme schlug die Glocke neun. Der Regen draußen hatte aufgehört, aber der Wind rüttelte immer noch von Zeit zu Zeit an den Fensterläden. Da erklang draußen die Glocke der sich öffnenden Hausthür, Schritte wurden hörbar und das Scharren von Füßen, die sich auf den Steinfliesen vom Straßenschmutz zu befreien suchten. Der Onkel öffnete selbst die Stubenthür, um nachzusehen, und alsbald trat ein alter Mann mit eisgrauem Haare, aber aufrechter Haltung, ärmlich, doch sauber gekleidet, in das Zimmer. „Wer sind Sie?" frug der Onkel. — „Ich bin der Magister Tinius" — — —

Was wir bei diesen Worten empfanden — wie könnte ich es beschreiben? Eine Mischung von Schreck, Grauen und höchstem Interesse durchrieselte uns, als wir den einst so gefürchteten und auch jetzt noch mit ängstlicher Scheu gemiedenen, merkwürdigen Mann vor uns im Zimmer stehen sahen. Die Tante hatte sich rasch von ihrem Sitze erhoben, bleich vor Schreck; der Onkel war einen Schritt vor dem noch in der Thür stehenden Greis zurückgetreten. „Ich bin der Magister Tinius," sprach dieser, „und bitte um Verzeihung, wenn ich störe. Ich habe ein kleines Anliegen an Sie, Herr Superintendent." — „Aber," frug der Onkel weiter, „warum kommen Sie zu dieser späten Abendstunde?" — „Ich muß deshalb sehr auf Ihre Nachsicht rechnen," ent-

gegnete der unheimliche Magister. „Ich dachte mehrere Stunden früher hier einzutreffen und um die jetzige Zeit schon wieder zurück in Aschenrode zu sein. Doch bin ich im Walde vom richtigen Wege abgekommen und erst auf einem sehr großen Umwege nach Ilmenau gelangt.“ — „Und was für ein Anliegen führt Sie zu mir?“ — „Wie ich heute erfahren habe, ist der zu Ihrer Diöcese gehörige Pfarrer Heyder zu Martinrode in der vergangenen Woche gestorben. In der letzten Zeit, als ich noch Pfarrer in Poserna war, habe ich dem damals als Hauslehrer in meiner Nachbarschaft lebenden Herrn Heyder ein Buch aus meiner Bibliothek geliehen, es war der Merulasche Eutrop, ein echter Elzevier. Kurz darauf wurde ich in die unangenehme Untersuchung verwickelt, welche mich auf lange Jahre der Freiheit und schließlich auch meines ganzen Eigentums, natürlich auch meiner Bibliothek, beraubte. Ich bin ganz verarmt, leider auch an Büchern, und da werden Sie es wohl natürlich finden, daß mir viel daran liegt, jenes seltene Buch, das sich höchst wahrscheinlich im Nachlaß des verstorbenen Heyder befindet, wiederzuerhalten. Können Sie, verehrter Herr Superintendent, mir vielleicht dazu behilflich sein?“ — „Ich kann in dieser Sache nichts thun,“ erwiederte mein Onkel. „Wenden Sie sich an den Advokaten Blumtritt, der den Heyderschen Nachlaß reguliert. Für heute Abend ist es freilich dazu zu spät. Denken Sie denn, noch diese Nacht nach Aschenrode zurückzugehen?“ „Nein,“ versetzte Tinius, „dazu reichen meine Kräfte nicht mehr aus. Ich habe vorige Woche mein fünfundsiebzigstes Lebensjahr angetreten. Leider bin ich augenblicklich nicht im Besitze der Mittel, um ein Nachtquartier zu bezahlen. Sollten Sie mir ein auch noch so bescheidenes Kämmerchen zum Schlafen gewähren, so wäre ich äußerst dankbar.“ — „Ich bedaure, Herr Magister! Sie begreifen.“ — „Ich begreife, Herr Superintendent!“

erwiderte Tinius lächelnd, und nach dem Thürschloß greifend. — „Nein, warten Sie einen Augenblick," sagte der Onkel, indem er einige Bleistiftzeilen auf ein Blatt Papier warf. „Geben Sie diesen Zettel im Gasthause zur Tanne ab. Man wird Ihnen dort Nachtquartier und das sonst Nötige geben." Tinius verbeugte sich stumm und verließ das Zimmer und das Haus.

„Ach, wie froh bin ich," sagte einer der Knaben zum Onkel, daß du den gefährlichen Mann nicht im Hause behalten hast. Er hatte gewiß Schlimmes im Sinn." — „Das glaube ich nicht," entgegnete der Onkel. „Und gefährlich ist er gewiß nicht mehr. Aber es widerstrebte mir doch, einem Manne, der sich mit so vielen und großen Verbrechen beladen hat, mein Haus zu öffnen und Gastfreundschaft zu erweisen, die ich sonst so gern übe."

Wir waren so erregt, daß wir noch weit über die hausordnungsmäßige Stunde aufbleiben durften. Das Bild des furchtbaren Pfarrers begleitete uns zu Bett. Aber der Schlaf der Jugend senkte sich auf unsere Augen und verwischte die Umrisse jenes Bildes mehr und mehr, bis sie uns ganz entschwunden waren.



Vierzehntes Kapitel.

Aus dem, was ich oben über die dem weimarischen Gymnasium zu der Zeit, als ich noch sein Schüler war, eigenen Verhältnisse berichtet habe, geht wohl zur Genüge hervor, daß dieselben nicht dazu angethan waren, mich mit Vorurteilen zu Gunsten der humanistischen Richtung zu imprägnieren. Trotzdem habe ich die innige Überzeugung gewonnen, daß der Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache das wichtigste und durch kein anderes zu ersetzendes Bildungsmittel und eine unentbehrliche Vorbereitung für jedes Fach der Universitätsstudien ist. In dem Feldgeschrei unserer Tage: Hie Gymnasium! hie Realschule! erhebe ich mit vollem Herzen meine Stimme für die erstere dieser beiden Parolen, erkenne jedoch willig an, daß vieles an unseren Gymnasien zu bessern ist, und daß namentlich dem naturwissenschaftlichen Unterrichte ein etwas größerer Raum, der dem altsprachlichen Unterrichte ohne sonderliche Schädigung desselben genommen werden könnte, zu gönnen ist. Es sei mir gestattet, mich über diese wichtige Frage hier etwas näher auszusprechen. Wen der Gegenstand nicht interessiert, der überschlage dieses ganze Kapitel.

Bei der Tarierung des Wertes der sogenannten humanistischen Bildung scheint mir, auch von seiten ihrer Freunde und Verteidiger, das eigentliche punctum saliens nicht genug hervorgehoben worden zu sein. Ich finde dasselbe darin, daß die Sprache die Grundthätigkeit unseres Geistes ist, ja daß Geistesthätigkeit und Sprache, Denken und Sprechen identisch sind. Sprechen lernen ist der erste wichtige Schritt des Kindes zur Menschwerdung. Die ersten Übungen im Sprechen können als die ersten Schritte zur Logik bezeichnet werden. Richtig sprechen und schreiben ist gleich richtig denken, und schön und klar sprechen und schreiben ist gleich schön und klar denken. Wenn wir dem Geiste sprachliche Übung verschaffen, so führen wir ihm die zu seinem Gedeihen am besten dienende und seinem Wesen am nächsten verwandte Nahrung zu. Aber die primitiv-empirische Erlernung der Muttersprache genügt nicht, um den Geist höher als zu den einfachsten Denkformen zu erziehen, er muß eine zweite oder mehrere andere Sprachen erlernen, um wissenschaftliche Schulung zu erhalten, womit ja freilich noch nicht gesagt ist, daß jeder Mann der Wissenschaft vergleichender Sprachforscher sein und somit den Gipfel der Wissenschaft erreichen soll und kann.

Es ist aber keineswegs gleichgültig, welche Sprache oder welche Sprachen außer der Muttersprache erlernt werden. Es ist ein großer Unterschied, ob der Lernende Französisch und Englisch, oder ob er Griechisch und Lateinisch treibt. Die modernen Sprachen besitzen nicht die reiche Gliederung der griechischen und nicht die logische Präcision der lateinischen Sprache. Die gründliche Erlernung dieser beiden Sprachen gewährt daher dem Geiste eine ganz eigentümliche, durch nichts zu ersetzende Bildung, eine ästhetisch-wissenschaftliche Durchtränkung, ich möchte sagen: den wissenschaftlichen Schliff, worunter ich zwar hohe formelle Vollendung, aber

keineswegs etwas Unwesentliches, Äußerliches verstanden wissen will; denn die Form ist ebenso wesentlich, wie der Stoff; ideal und real sind völlig gleich berechtigt und bedeutend. Jener in den Schuljahren erhaltene wissenschaftliche Schliff erhält sich, wenn er nicht gar zu oberflächlich war, für das ganze Leben und macht sich wohlthuend bemerkbar, auch wenn der Mann längst verlernt hat, den Tacitus und Homer in der Ursprache geläufig zu lesen. Eine wissenschaftliche Durchdringung und Behandlung des Stoffes, welchen die Fachstudien, namentlich die Medizin, enthalten, wird nur durch eine formale geistige Schulung erreicht, wie sie die humanistischen Studien gewähren. Ohne sie würde die Medizin ihres Charakters als Wissenschaft verlustig gehen und zur bloßen Technik herabsinken. Daß es unter den Ärzten und Naturforschern einzelne giebt, welche, obgleich sie aus der Realschule hervorgegangen sind, Vorzügliches in ihrem Fache geleistet haben, beweist nichts weiter, als daß eine hervorragende natürliche Begabung, wie sie eben nur in einzelnen Fällen vorkommt, für Defekte in der Schulbildung Ersatz zu gewähren vermag. Aber selbst hier, wie in anderen Wissenszweigen, finden wir Beispiele von ausgezeichneten Männern, welche dieses Defektes sich bewußt waren und sich bemühten, das in der humanistischen Bildung Versäumte nachzuholen. Schiller war bereits Professor der Geschichte und berühmter Dichter, als er mit Eifer die griechische Sprache, welche ihm in der Karlsschule nicht gelehrt worden war, zu erlernen sich bemühte. Der große Bessel hatte bereits durch mathematische und astronomische Arbeiten, welche er als kaufmännischer Commis geliefert hatte, seine eminente Begabung dokumentiert, als er mit eisernem Fleiße sich auf das Studium der lateinischen Sprache legte, in welcher er es in kaum zwei Jahren soweit brachte, daß er die Fundamenta Astronomiae schreiben

konnte. Ich bezweifle nicht, daß die Klarheit, logische Präcision und klassische Formvollendung, welche seine deutschen Schriften auszeichnet, nicht zum kleinsten Teile der nachgeholten tüchtigen Erlernung der lateinischen Sprache zu danken sind.

Wenn wir von der als das Wichtigste uns erscheinenden formalen Bildung, welche das Studium der alten Klassiker gewährt, absehen, so wollen wir doch auch einen Blick auf den Inhalt der klassischen Lektüre werfen. Wir begegnen oft der Behauptung, die Lebensanschauungen der Alten, ihre ganze Denk- und Gefühlsweise sei so vollständig abweichend und fremd der unseren, daß sie unserem Verständnis größtenteils ganz unzugänglich sei. Das ist ein Irrtum. Die griechische Kultur ist die mächtige Quelle, aus welcher sich in zahllosen, wenn auch dem oberflächlichen Blicke nicht erkennbaren Adern das geistige Leben der alten Griechen in unser geistiges Werden und Leben seit Jahrhunderten ergossen hat, und das gilt in wissenschaftlicher, wie in ethischer und ästhetischer, ja auch in religiöser Beziehung. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß unsere germanischen Altvordern nicht mehr verstanden hätten, als kämpfen, jagen und trinken. Die Reste des germanischen Religionsmythus, welche uns von unseren nordischen Stammesgenossen aufbewahrt worden sind, enthalten tiefe religions- und naturphilosophische Anschauungen aus einer Zeit, in welcher noch kein Tropfen der griechischen Geistestaufe auf die Häupter unserer Vorfahren gefallen war. Jene Anschauungen besaßen übrigens mit denen der Griechen die gemeinsame indogermanische Quelle, aus der sie hervorgingen, beiderseits modifiziert nach Stammeseigentümlichkeit und Lebensverhältnissen. Der griechische Einfluß auf das Germanentum begann mit dem Tage, an welchem die Römer, deren Kultur ja hauptsächlich griechischen Inhalts war, mit den Germanen in Berührung kamen. Die

altgermanischen Kulturelemente wurden von dem mächtigen griechischen Strom und vom Christentum, dessen Abstammung dem Griechentum keineswegs fremd ist, mit der Zeit mehr und mehr verdrängt, und wir sind heute den Griechen in unseren Anschauungen näher verwandt, als unseren germanischen Ahnen.

So wichtig aber ist uns der Inhalt der griechischen und lateinischen Litteratur nicht, daß wir, wie viele meinen, aus guten Übersetzungen denselben Nutzen ziehen könnten, wie aus dem Lesen der Alten in der Ursprache. Die formvollendete *Sprache*, in welcher die alten Klassiker ihre Werke schrieben, ist es, aus welcher dem Geiste der lernenden Jugend der höhere Gewinn erwächst.

Fragen wir nun: Was ist denn der eigentliche Zweck des Gymnasialunterrichtes? Man hört es ja oft genug aussprechen: die Vorbereitung für den künftigen Lebensberuf. Also eine Vorbereitung soll er sein, nicht aber kann er die speciellen Kenntnisse lehren, welche der künftige Beruf erfordert. Da einerseits bei einer größeren Anzahl von Schülern die verschiedensten künftigen Berufsarten in Frage kommen, und andererseits bei den meisten Individuen die Wahl des Berufs erst gegen das Ende der Schulzeit erfolgt, so kann die Schule nur den Zweck verfolgen, den geistigen Boden so zu bearbeiten, daß die künftige Saat in ihm gedeihe und gute Früchte trage. Dies kann nur durch eine vorzugsweise formale, allgemeine Bildung erreicht werden, und das ist bei dem, allerdings berechtigten, Verlangen nach Reform des Gymnasialunterrichtes als maßgebend ins Auge zu fassen.

Man hört wohl hier und da die Einwendung, daß eine solche allgemeine formale Bildung unpraktische, für das Leben oft unbrauchbare Menschen zuwege bringe. Einzelne Fälle beweisen nichts, weder pro noch contra. Aber ich glaube

doch folgendes mitteilen zu sollen. Ich habe, da der Gegenstand mich schon lange interessiert, mehrfach Gelegenheit genommen, in Hamburg, Bremen, Frankfurt ꝛc. mit intelligenten Männern des Kaufmannsstandes dieses Thema zu besprechen, und speziell die Frage gestellt: Haben Sie unter Ihren Lehrlingen solche gehabt, die aus der obersten Klasse des Gymnasiums kamen, und wie waren Sie mit ihnen zufrieden im Vergleich mit Abiturienten der Realschule? Die mir gegebene Auskunft lief darauf hinaus, daß der Realschüler bis etwa zum Ablaufe des ersten Lehrjahres dem Gymnasiasten voraus sei, daß aber von da an dieses Verhältnis sich entschieden umkehre. Aber auch abgesehen von diesem Urteile fachkundiger Männer muß ich sagen, daß jene für den Gymnasialunterricht ungünstige Behauptung, soweit meine durch viele Jahre fortgesetzte Beobachtung reicht, nicht bestätigt wird. Ich habe nur gesehen, was andere auch gesehen haben, daß es in allen Lebenslagen, unter Gymnasiasten wie unter Realschülern, praktische und unpraktische Menschen giebt, und es dürfte schwer sein nachzuweisen, daß im einzelnen Falle der Mangel an praktischem Geschick die Folge erhaltener Gymnasialbildung sei.

Vernünftigerweise wird kein noch so eifriger Verteidiger der Realschulbildung den Anspruch erheben, daß das Gymnasium einen eigentlichen Fachunterricht erteile. Mit demselben Rechte, wie der Ingenieur sich beklagen dürfte, daß er auf dem Gymnasium nicht gründlichen Unterricht in der höheren Mathematik, Mechanik ꝛc. erhalten habe, könnte der Jurist darüber Beschwerde führen, daß ihm die Gymnasiallehrer keine Kenntnis der Pandekten beigebracht hätten. Anders aber verhält es sich mit den naturwissenschaftlichen Disciplinen, die ein notwendiger Bestandteil der allgemeinen Bildung sind und in der vorbereitenden Thätigkeit

des Gymnasiums ebenso gut ihren Platz einnehmen müssen, wie die alten Sprachen.

Dieser Punkt gehört zu den Motiven, welche dem so vielfach und mit Recht laut werdenden, auf Reform des Gymnasialunterrichtes gerichteten Wunsche zu Grunde liegen. Man kann diesem Wunsche beitreten, ohne mit hierbei erhobenen, das eigentliche Ziel des Gymnasialunterrichtes verkennenden und daher das rechte Maß überschreitenden Forderungen der Realisten übereinzustimmen.

Wer von der Wichtigkeit des Unterrichtes in den alten Sprachen überzeugt ist, wird es nach wie vor für nötig halten, daß ihnen der erste Platz in den Unterrichtsfächern des humanistischen Gymnasiums gewahrt bleibe. Gleichwohl dürfte an der Zahl der dem altsprachlichen Unterricht gewidmeten Stunden eine mäßige Kürzung ohne Schaden vorzunehmen sein, vorausgesetzt, daß an Qualität das ersetzt wird, was an der Quantität verloren geht. Wenn jetzt ungefähr zwei Drittel der Stunden für den lateinischen und griechischen Unterricht und nur ein Drittel für alle übrigen Fächer verwendet wird, so ist das wohl ein Mißverhältnis, welches dahin korrigiert werden könnte, daß den alten Sprachen etwa die Hälfte der Zeit gewidmet würde. Daß dafür an der Qualität des Unterrichtes viel gebessert werden könnte, ist eine Behauptung, die leichter aufgestellt als bewiesen werden kann. Aber wenn ich auf meine Gymnasialzeit zurückblicke, so tritt es mir schmerzlich in die Erinnerung, wie viele kostbare Zeit vergeudet worden ist. Die Methode des Unterrichts mag heutzutage eine bessere sein als damals. Aber auf die Methode kommt es nicht allein an. Von wenigstens gleicher Wichtigkeit ist die Persönlichkeit der Lehrer. Leider ist ja keineswegs jeder ein guter Lehrer, der ein gutes Lehrerexamen bestanden hat. Das Wissen besitzen ist etwas anderes, als sein Wissen anderen beibringen. Da finde ich

in der Vorrede, welche vor hundert Jahren der gute alte Scheller seinem früher im allgemeinen Gebrauch befindlichen lateinischen Lexikon (Ausgabe von 1792) vorgesetzt hat, recht beherzigenswerte Worte. Ich kann es mir nicht versagen, eine Stelle aus dieser altmodischen Vorrede hier wörtlich mitzuteilen:

„Man war somit (leider!) genötigt, den zum Lehrer zu wählen, den man bekommen konnte, folglich nicht den, der recht dozieren konnte, sondern den, der dozieren wollte. Unterdessen hat es nie ganz an Männern gefehlt, die imstande gewesen, die lateinische Sprache richtig und gründlich vorzutragen. Unter diese gehört auch mein oft von mir gerühmter Lehrer, der Rektor an der Schule zu Apolda, Schneegaß. Man verzeihe, daß ich diesen Mann so oft nenne; er verdient, daß sein Andenken erhalten werde, und ich denke nicht allein so: alle seine Schüler rühmen ihn. Unter diesem Manne lernten die Knaben das Latein und das Griechische so schnell, daß sie im zwölften oder dreizehnten Jahre, nachdem sie ihn zwei Jahre oder etwas darüber (von den ersten Anfangsgründen an) gehört hatten, nach Weimar in die zweite, auch teils erste Klasse des Gymnasii kamen. Wie begierig und wie achtungsvoll wir diesem Greise zuhörten, ist kaum zu beschreiben. Wie faßlich, gründlich, unterhaltend, aufgeweckt und mitunter schökerhaft war sein Vortrag! Wie klug wußte er uns zu gewöhnen, daß wir alles schnell und doch dabei mit Nachdenken, folglich richtig hersagen und beantworten mußten. Ich verließ seinen Unterricht als ein Knabe von dreizehnthalb Jahren, nachdem ich die lateinische Grammatik gut inne hatte, im Schreiben keinen Fehler dawider beging, im Griechischen das Neue Testament durchgelesen, auch den Hesiodus angefangen hatte (meine Mitschüler waren ebensoweit, zum Teil noch weiter, folglich wird niemand wähnen, als ob ich einen außerordent-

lich guten Kopf gehabt hätte), und kam auf die Schule nach E., und zwar in die erste Klasse, wo ich aber leider bald sah, daß ich mehr wußte als die übrigen Primaner u. s. w." An einer anderen Stelle sagt Scheller: „Ein guter und glücklicher Lehrer muß erstlich viel Kopf, ein aufgewecktes, heiteres Naturell, hiernächst eine gewisse Biegsamkeit und den besten Willen haben, sich in allem, was er vorträgt, nach dem Kopfe des Schülers zu richten, ferner eine große unermüdete Geduld und Liebe gegen die Scholaren, die nicht über jede Kleinigkeit hadert. Zweitens muß er eine gründliche und ausgebreitete Kenntnis in der Sprache oder Wissenschaft, die er vorzutragen hat, besitzen u. s. w."

Aus diesen Mitteilungen des glaubwürdigen Scheller ersieht man, was ein Lehrer, wie der alte Schneegaß geschildert wird, erreichen kann. Es ist doch ganz frappant, daß von ihm nach zweijährigem Unterrichte die Schüler soweit gebracht wurden, wie im gewöhnlichen Gymnasialkursus kaum in fünf Jahren!

Die Stimmen derer, welche die ihnen nötig scheinende Reform der Gymnasien in größerer Berücksichtigung der auf praktische Ausbildung gerichteten Unterrichtszweige, auf Kosten des altsprachlichen Unterrichts finden, vereinigen sich in der Bevorzugung der Naturwissenschaften, der Mathematik und der neuen Sprachen. Von diesen drei Fächern sind unstreitig die Naturwissenschaften das wichtigste und am meisten zu berücksichtigende. Daß wir der großen Natur, in welcher wir leben und weben und deren Teil wir sind, und ihren ewigen Gesetzen nicht fremd gegenüber stehen dürfen, daß die Kenntnis der Natur erhebend, veredelnd und beglückend auf den Menschen wirkt und seinen Blick nach den höchsten Richtungen hin erweitert und wissenschaftlich schärft — das sind Thatsachen, die keiner weiteren Begründung bedürfen. Die Naturwissenschaften sind ein ganz wesentlicher

Bestandteil der allgemeinen, den civilisierten Menschen charakterisierenden Bildung. Ihnen ist daher nächst den alten Sprachen der größte Raum im Gymnasialunterrichte zuzuteilen. Nach diesen Grundsätzen würde die Einteilung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes etwa so zu treffen sein, daß Jahr aus Jahr ein wöchentlich zwei Stunden Physik, ferner, in den Semestern abwechselnd, Botanik, Zoologie und Mineralogie, gleichfalls zwei Stunden, gelehrt würden. An Stelle der Geographie in den unteren Klassen wäre in der Prima physikalische Erdbeschreibung mit den Elementen der Astronomie (Entwicklungsgeschichte des Weltalls) zu setzen. Das wären im ganzen wöchentlich sechs Stunden für den naturwissenschaftlichen Unterricht.

Daß aus den Schülern nicht fertige Physiker, Botaniker u. s. w. gebildet werden können, ist bei dem ungeheuren Stoffreichtume der Naturwissenschaften selbstverständlich. Der Erfolg des Unterrichtes kann sich selbst in den oberen Klassen nicht auf die Erreichung der höheren Wissensstufen erstrecken, aber immerhin wird ein reeller wissenschaftlicher Gewinn erreicht, und jedenfalls wird das Interesse für die Naturwissenschaften erweckt und die Anregung zum weiteren Studieren gegeben.

Von allen Gymnasiallehrern hat ohne Zweifel der Lehrer der Mathematik die schwierigste Aufgabe, und diese wird nur von wenigen Lehrern genügend gelöst. Dies hat seinen Grund in der großen Verschiedenheit der natürlichen mathematischen Begabung der Schüler. Diese Verschiedenheit macht sich in den ersten leichten Stadien des mathematischen Unterrichtes noch wenig bemerkbar, mehr und mehr aber ist das der Fall, je weiter er vorschreitet, und es dauert gar nicht lange, bis die Schüler einer Klasse in zwei Teile sich scheiden, deren erster, leider der bei weitem kleinere, dem Unterrichte mit Verständnis folgt, während der größte Teil

der Schüler sich vollständig außer allem Verständnis befindet. Da hat man sich nicht zu wundern, daß der Lehrer sich mit seinem Unterrichte ausschließlich an die kleine Zahl der guten Schüler wendet und die anderen als taube Nüsse liegen läßt. Diese Erfahrung wiederholt sich in den oberen Klassen fast aller Gymnasien, wie mir vielfach angestellte Erkundigungen beweisen. Es wird aber hierdurch für die Lehrer der Mathematik ein Vorwurf begründet, vor dem sie sich recht wohl schützen könnten, wenn sie ein erreichbares Ziel im Auge behielten und immer sich erinnerten, daß nicht jeder Schüler mathematisches Talent besitzt. Im mathematischen Unterrichte sollte kein Schritt vorwärts gethan werden, ehe die Gesamtheit der Klassenschüler ihr Verständnis des bisher Gelehrten bewiesen hat. Die Fortschritte des Unterrichtes werden dann weit geringer und langsamer sein, als wenn der Lehrer sich an die wenigen Schüler hält, die mathematisch gut veranlagt sind. Aber es wird dann der große Übelstand vermieden werden, daß unter vierzig Primanern fünfunddreißig vollständige Ignoranten im Fache der Mathematik sind. Es kann ganz gut erreicht werden, daß jeder nicht geradezu faule und indolente Schüler bis zu einem wenigstens mittelmäßigen Grade der mathematischen Ausbildung gelangt, wie er genügend ist, um die mathematische Begründung der wichtigsten Gesetze der Physik zu verstehen. Und hierzu dürften wöchentlich zwei Unterrichtsstunden genügen. Man hat großen Nachdruck darauf gelegt, daß dem mathematischen Unterrichte ein ganz besonders breiter Raum zu gewähren sei, weil die Mathematik mehr als jede andere Disciplin geeignet sei, den Geist zu logischem Denken zu erziehen und ihm eine gewisse praktische Richtung zu erteilen. Das wird durch die Erfahrung keineswegs bestätigt. Der Mathematiker versteht Raum- und Zahlengrößen und deren Verhältnisse richtig zu formulieren. Das ist zwar auch

eine logische Thätigkeit, aber eine solche, die sich innerhalb genau umschriebener Grenzen hält. Daß tüchtige Mathematiker auch über diese Grenzen hinaus immer, oder auch nur oft, scharfe Logiker seien, findet man durch die Erfahrung nicht bestätigt. Im Gegenteile geht den Mathematikern von Fach außerhalb desselben oft das wissenschaftliche Verständnis in auffallendem Grade ab. Man findet gerade mit diesem Wissenszweige nicht selten eine große Einseitigkeit verbunden, und die Behauptung, daß die Mathematik praktische Menschen erziehe, wird durch bemerkenswert zahlreiche Beispiele von Mathematikern, die sich in die einfachsten Lebensverhältnisse nicht zu finden vermögen, hinfällig gemacht. Daß es viele gut veranlagte Köpfe giebt, die neben vorzüglichen Leistungen in der Mathematik auch in anderen Wissenszweigen sich auszeichnen, soll damit nicht geleugnet werden. Auch ist ja der große Wert der Mathematik und ihr hoher Rang unter den Wissenschaften nicht zu verkennen. Nur verlange man nicht, daß aus jedem Gymnasiasten ein neuer Euklid gemacht werde, was auch durch noch so große Häufung der mathematischen Unterrichtsstunden nimmermehr zu erreichen wäre. Es gilt nicht nur vom Poeten, sondern auch vom Mathematiker: non fit sed nascitur.

Der Unterricht in den modernen Sprachen hat, wie man sich leicht überzeugen kann, in größeren Schulen nur sehr dürftige Erfolge aufzuweisen. Die lebenden Sprachen müssen, wie die Muttersprache, vor allem durch Übung im Sprechen erlernt werden. Ist Fertigkeit darin erreicht worden, dann erst mag der Unterricht in der Grammatik und Syntax folgen, der dann leicht und schnell faßlich wird, zumal für jeden, der Latein gelernt hat. Aber, wie es gewöhnlich geschieht, den französischen Unterricht mit dem Plötz beginnen, oder den englischen mit Poppleton und Bettack, das ist ein langer und langweiliger Umweg zu dem Ziele, Englisch und Franzö-

sisch verstehen und sprechen zu lernen. Es ist freilich nicht gut ausführbar, in einer volkreichen Klasse diese Sprachen auf dem besten und natürlichsten Wege, nämlich durch Konversation, zu lehren, und man bedient sich daher des grammatischen Lehrganges. Besser dürfte es noch sein, ohne alle grammatische Vorschule gleich mit der Lektüre eines leichten Schriftstellers zu beginnen und die grammatischen Blümchen am Wege zu pflücken. Die Hauptsache bleibt immer, daß dem Schüler Gelegenheit gegeben werde, die Sprache durch den lebendigen Gebrauch zu erlernen. Der gebräuchliche Klassenunterricht in den modernen Sprachen hat gewiß weniger Wert, als man ihm zuzuschreiben beliebt, und es wäre zu bedauern, wenn man ihm auf Kosten der alten Sprachen mehr Raum gäbe. Besser, er fällt ganz weg!

Bei der Diskussion über die Reformbedürftigkeit der Gymnasien wird seit Jahren betont und verlangt, daß der „Überbürdung" der Jugend Abhilfe zu verschaffen sei. In der That haben wir es hier mit einem Krebsschaden im höheren Unterrichtswesen zu thun, und es ist nur zu verwundern, daß den so allseitig als berechtigt anerkannten Klagen noch keine gründliche Abhilfe verschafft worden ist. Es ist traurig zu sehen, was durch geistige Überbürdung an der Jugend gesündigt wird. Wer jemanden durch Beibringung von Giften an der Gesundheit schädigt oder sein Leben gefährdet, der verfällt dem Strafgesetze. Aber gleicher Frevel wird unter staatlicher Autorität an den Schülern unserer Gymnasien verübt. Wenn ich einem Knaben täglich eine Gabe Morphium oder Rum beibringe, so wird sein Gehirn krank werden und es vielleicht lebenslänglich bleiben, auch wenn der Genuß der Schädlichkeit früher oder später aufhört. Ich erreiche dasselbe Resultat, wenn ich einen Knaben täglich fünf bis sechs Stunden bei stetiger geistiger Anspannung in der Schulstube halte und ihm dann noch so

viel Schularbeiten mit nach Hause gebe, daß der unglückliche Junge — doppelt unglücklich, wenn ihm die Arbeit nicht rasch von der Hand geht! — noch ungefähr ebenso lange über den Büchern sitzen muß. Das ist nicht besser, als ihn vergiften, denn die unmäßige Anstrengung des Gehirns, der Mangel an Bewegung im Freien ist ganz dazu geeignet, Erschlaffung der Hirnfunktionen, neurasthenische Leiden, Bleichsucht, Lungenleiden ꝛc. hervorzubringen. Daß diese schlimmen Folgen der Überbürdung nicht immer eintreten, ist wahrlich nicht das Verdienst des herrschenden Systems, sondern beweist nur, daß der menschliche Organismus kolossale Mißhandlungen zu ertragen vermag, ohne zusammenzubrechen. Aber in vielen Fällen vermag er es nicht; wir sehen genug Opfer des unvernünftigen Systems in den bleichen, nervösen, energielosen, denkmüden Jünglingen, welche so manches Gymnasium zieht. Und nicht nur in der Prima leiden die Schüler unter der Überbürdung; nein, schon die zarten Pflanzen in der Quinta und Quarta werden mit oft unglaublichen Anforderungen überhäuft. Hier muß endlich Abhilfe geschafft werden. Aber wie? Bei der Fülle des zu Lernenden ist die Aufgabe nicht leicht zu lösen. Indes glaube ich, daß sie zu lösen ist, wenn der Fingerzeig des biederen Scheller Beachtung findet. Man stelle keinen Lehrer an, der außer dem üblichen Examen am grünen Tische nicht auch noch eine praktische Prüfungs- und Probezeit durch Unterrichterteilen in den verschiedenen Klassen bestanden und bewährt hat, daß er den oben zitierten Schellerschen Forderungen entspricht. Bekommen wir solche Lehrer, dann wird viel Zeitvergeudung vermieden. Es wird dann auch die Überladung der Schüler mit Hausarbeiten unterbleiben dürfen, weil sie mehr Gewinn aus den Unterrichtsstunden ziehen. Und wenn es auch nicht gerade leicht ist, taugliche Lehrer zu finden, so ist es doch gewiß nicht unmöglich, da ja, wie zu

allen Branchen, so auch zum höheren Lehreramte eine Überzahl von Aspiranten vorhanden ist. Übrigens täusche ich mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß in diesem einen Punkte bereits eine Besserung eingetreten ist. Die Pedanterie scheint seltener als früher bei den Lehrern zu sein. Leider aber zeigen sich ihre Spuren noch deutlich in der an vielen Gymnasien heimischen Methode des übertriebenen geistlosen Auswendiglernens.

Ich schließe dieses Kapitel mit dem Wunsche, daß dem Werte der humanistischen Jugendbildung seine Anerkennung erhalten bleibe, und daß man nie auf den Irrweg geraten möge, die Realschulbildung als eine genügende Vorbereitung für irgend ein Fach der Universitätsstudien anzusehen. Dabei habe ich besonders die Medizin im Auge, welche der ihr ohnehin drohenden Gefahr, von der Wissenschaft zur Technik herabzusinken, rettungslos zum Opfer fallen würde, wenn die Abiturienten der Realschule als reif für das Studium der Medizin gelten sollten.

Aber einer Reform des Gymnasialunterrichtes wird man sich nicht länger entziehen können. Anstellung tüchtiger, anregender Lehrer, quantitative Kürzung des altsprachlichen Unterrichtes zu Gunsten der naturwissenschaftlichen in der oben dargelegten Weise, eine mittlere mathematische Ausbildung der Gesamtheit der Schüler ohne Bevorzugung der mathematisch gut veranlagten Schüler sind die Hauptpunkte, deren Begründung ich versucht habe.



Fünfzehntes Kapitel.

Einen Lichtpunkt aus meinem Schülerleben möchte ich noch hervorheben, welcher auf das letzte Jahr desselben seine belebenden Strahlen warf. Es war das eine Verbindung, welche ich mit fünf gleichgesinnten Schulgenossen geschlossen hatte. Sie brachte uns die glücklichsten Stunden. Mit jugendlicher Begeisterung widmeten wir uns der Himmelstochter Poesie, und mit nicht geringerer Wärme, von gleichem Streben beseelt, schlossen wir uns einander an und bildeten einen so idealen Freundschaftsbund, wie er nur unter siebzehnjährigen Jünglingen möglich ist.

„Freundschaft und Poesie verschönern das Leben" — das mutet uns an, wie ein alter trivialer Stammbuchspruch, und doch! welch' eine goldene Fülle der liebsten Erinnerungen strömt in diesen Worten auf mich ein, wenn ich mich ein halbes Jahrhundert zurückversetze in das letzte Jahr, welches ich in meiner Vaterstadt als Gymnasiast verlebte.

Ein poetisches Kränzchen — auch das klingt so trivial! Man fühlt sich zu sarkastischen Betrachtungen aufgelegt, wenn man vernimmt, daß sechs Primaner sich zu einem Bunde zusammengethan haben, um allwöchentlich eine Anzahl Ge=

dichte zu schmieden, diese sich gegenseitig vorzutragen und sich in sonstiger Schöngeisterei zu ergehen. Wer denkt da nicht an Heines süße Jugendeselei, für die er höchstens ein mitleidiges Lächeln bereit hat. Ich lächle mit, aber unter Thränen der Rührung und der vergeblichen Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Ach, es war ja eine Zeit ungetrübten, reinen Glückes, inniger Begeisterung und hoher, freilich unerfüllt gebliebener Hoffnungen!

Die Eigentümlichkeit des epidemischen Auftretens von Neigungen und Abneigungen, Leidenschaften und Liebhabereien — kurz, von unzähligen krankhaften wie gesunden psychischen Erregungen unter allerlei Menschenkonglomeraten, unter ganzen Völkern, wie in kleineren menschlichen Gemeinschaften, hat zu allen Zeiten Stoff zu interessanten Beobachtungen und Betrachtungen gegeben. Vermöge dieser Eigentümlichkeit gleicht der Mensch dem Herdentiere. Jeder glaubt seine Individualität zu behaupten und nur seinem eigenen Willen zu folgen, während er von einem dunkeln, unwiderstehlichen Triebe geleitet wird, es ebenso zu machen, wie die anderen neben ihm. Kreuzzüge, Geißelfahrten, Theaterbrände u. s. w. liefern Beispiele im großen Stil, während der kleinere Stil durch das Auftreten und Allgemeinwerden alberner Kleidermoden, kindischer Beschäftigungen (wie das „Tressenausdrießeln“ bald nach dem deutschen Befreiungskriege) u. dergl. m. vertreten wird.

Wir Primaner des weimarischen Gymnasiums lieferten im Jahre 1837 einen Beitrag zum „kleineren Stil“. Die Sucht, Verse zu machen, — man wußte nicht, woher sie kam — trat plötzlich und unvermittelt unter uns auf, mit elementarer Gewalt, als psychische Epidemie sich in der civitas classis primae verbreitend, sie durchseuchend. Massenhaft, wie Champignons in einer Nacht auf dem Spargelbeet, nur von weniger gutem Geschmack, schossen unter uns die Dichter

auf. Nie beklagten sich unsere Lehrer lauter über die Unaufmerksamkeit der Schüler als damals. Während des Unterrichtes wurde mit unglaublichem Eifer gedichtet. Die Nachbaren gaben sich Themata, Endreime, Akrosticha auf, und die Lösungen wurden mit möglichster Beschleunigung unter dem Schutze der Pulte auf das geduldige Papier geworfen. Viele dieser Produkte zirkulierten in der Klasse, während andere, besonders solche, welche Herzensgeheimnisse zweier vertrauten Genossen betrafen, von diesen innebehalten wurden. Wie man wohl denken kann, waren die meisten dieser Produkte stümperhaft, fad und langweilig zu lesen. Doch es gab auch Ausnahmen. Hier und da erregte ein leidlich gutes Erzeugnis des epidemischen Dichterdranges die Aufmerksamkeit der Klasse; öfter noch aber geschah das Nämliche durch irgend einen Grauen erregenden dichterischen Exzeß. So erinnere ich mich, daß infolge der Indiskretion des dem Dichter benachbarten Primaners ein Geburtstagskarmen zirkulierte, welches der erstere an seine Schwester, eine jugendliche Dorfschöne, gerichtet hatte. Von den Bruchstücken dieses ziemlich langen, didaktisch-moralisch gehaltenen Meisterwerkes, die sich meinem Gedächtnis eingeprägt haben, sei hier die erste Strophe als Beweis, wie weit die Majestätsbeleidigung gegen Apollo und seine neun Musen getrieben wurde, mitgeteilt:

Auf, auf! sei heiter und froh
An diesem Tage der Freud',
Doch sei dabei nicht roh,
Was sonst mir thäte sehr leid.

Doch wie gesagt, neben der großen Menge der ödesten Reimklingeleien machten sich bisweilen auch etwas gehaltvollere Produktionen bemerkbar und fanden, da sie sich auf der Folie der bezeichneten Durchschnittsqualität vorteilhaft hervorhoben, vielleicht mehr Anerkennung, als sie verdienten. Doch

dem sei wie ihm wolle, aus diesem Umstande ergab sich für die Verfasser jener besseren poetischen Leistungen eine Folge, welche sie zu segnen alle Ursache hatten. Sechs junge, mehr und weniger dichterisch veranlagte Geister, welche bis dahin sich fern gestanden hatten, wurden dadurch zu näherem persönlichen Verkehr geführt, daß sie sich als „Brüder im Apoll" erkannten. Wir schlossen einen förmlichen Bund und stifteten das poetische Kränzchen, dem wir den wohlklingenden Namen la Serata erteilten.

Der nächste große Gewinn, den die Serata uns brachte, bestand in der idealen Richtung, welche unsere jugendlichen Gemüter erfüllte und läuterte und unnahbar machte für alles, was der Lauf des täglichen Lebens und Treibens an rohen und unsauberen Elementen mit sich führt, ein Gewinn, der gerade in den letzten Schülerjahren nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Das gemeinsame, mit dem wärmsten Interesse verfolgte Streben hatte die weitere wohlthätige Folge, daß wir zu herzlicher Freundschaft verbunden wurden, die wir als ein teures Gut hochhielten und pflegten. Nach unserem Abgange von der Schule gingen unsere Lebenswege weit auseinander. Aber noch jetzt, nach fünfzig Jahren, besteht das engste Freundschaftsband zwischen den beiden letzten Überlebenden der Serata.

Das poetische Kränzchen erfreute sich unter unseren Mitschülern bald eines großen Ansehens, und es fehlte nicht an Aspiranten, welche sich bemühten, in unseren Bund aufgenommen zu werden. Aber nachdem wir uns einmal fest zusammengeschlossen hatten, wehrten wir uns tapfer gegen das Eindringen neuer Elemente. Es war, wie es war, so schön, daß unserer Meinung nach jede Veränderung nicht Gewinn, sondern nur Nachteil bringen konnte.

In festlich gehobener Stimmung kamen wir Sonnabends zur sechsten Abendstunde zusammen und begingen den Opferdienst des Apollo und der Musen gewiß mit nicht geringerer Andacht, als einstmals die Priester des delischen Gottes. Zuerst wurden die Gedichte verlesen, die jeder über ein gemeinschaftliches, in der letzten Sitzung bestimmtes Thema geliefert hatte. Hierauf las jeder ein zweites Gedicht vor, zu welchem er sich selbst das Thema gewählt hatte. Dann folgte ein feierlicher Aktus, die sogenannte Krönung. Durch Abstimmung wurden zwei der gelieferten Gedichte mit dem ersten und zweiten Preise gekrönt. Dann wurden Goethesche und Schillersche Dramen vorgelesen und besprochen, oder auch freie Vorträge über litteraturgeschichtliche Themata gehalten, und den Schluß machte ein stets lebhaftes ungebundenes Colloquium über die verschiedensten Gegenstände.

Es konnte nicht fehlen, daß bei so warmem Eifer und fleißiger Übung die Verse immer leichter flossen, die Form sich abrundete, und die Behandlung des unerschöpflich zuströmenden Stoffes immer gewandter wurde. Diese Fortschritte bemerkte jeder von uns zunächst an sich selbst, und dann auch an den Freunden mit stiller Freude, und knüpfte daran die ausschweifendsten Hoffnungen. Wenn wir schon in so kurzer Zeit uns so bedeutend vervollkommnet haben, meinten wir, dann werden wir ohne Zweifel nach einigen Jahren ganz Bedeutendes leisten. Ja, es kam uns, ohne daß es fürs erste einer dem anderen gestand, recht verdrießlich vor, als einer von uns in einem Vortrage, in welchem er binnen einer Viertelstunde eine kühne Übersicht über den Zustand der gegenwärtigen deutschen Litteratur vor uns aufrollte, die Behauptung aussprach, daß unsere poetische Litteratur in Goethe und Schiller ihren Höhepunkt erreicht habe und seitdem in unaufhaltsamem Rückschritte begriffen

sei! Ein altes gutes Sprichwort sagt: Der liebe Gott läßt der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen. Nicht ein einziger großer Dichter ist aus der Serata hervorgegangen. Der stürmische Anlauf, den wir nach dem Parnaß genommen, kam alsbald zum Stillstand, nachdem der Übergang zur Universität unserem poetischen Bunde ein natürliches Ende bereitet hatte.

Ich würde aber doch in kritischer Unterschätzung unserer Leistungen zu weit gehen, wenn ich verschweigen wollte, daß dem poetischen Feuerwerk, welches wir Sonnabends veranstalteten, auch so manche hellglänzende Rakete entstieg. Dies zu beweisen, sei mir die Mitteilung eines Gedichtes gestattet, welches freilich den poetisch am meisten Begabten unter uns zum Verfasser hatte. Mein Geburtstag, der auf einen Kränzchenabend fiel, war dadurch gefeiert worden, daß wir uns einen vortrefflichen Punsch gebraut hatten, während wir uns sonst mit einem bescheidenen Glase Bier zu begnügen pflegten. Der stürmische Winterabend und die behagliche warme Stube, die würzige, dampfende Punschbowle und das stets so gemütliche Zusammensein der Freunde bei einer uns liebgewordenen anregenden Beschäftigung versetzte uns in eine mehr als sonst erhöhte Stimmung. Am nächsten Kränzchenabend erfreute uns Karl von Conta mit dem nachstehenden Gedicht, welches den Abschluß dieses Kapitels bilden mag.

Die Punschbowle.

Der Sturmwind über die Wälder fährt
Und stürzt in das Meer sich mit Brausen:
Wir sitzen zusammen beim traulichen Herd
Und lassen ihn heulen und sausen.
Mit fröhlichem Mut
Bei wärmender Glut,
Da ist es wohl besser als draußen.

Die Flamme knistert im dürren Reis,
Wir hören es kochen und sieden.
Ein Busen hebt sich so schwanenweiß
Da drinnen in ewigem Frieden.
Das glühende Licht
Zerschmilzt ihn nicht,
Doch dampft er von geistigen Blüten.

Was in der rötlichen Traube glüht,
Was Indiens Fluren entsprießet,
Was Chinas wärmende Sonne zieht,
Die blinkende Urne verschließet.
Gewürziger Duft
Durchzieht die Luft,
Und mahnt euch, daß ihr genießet.

Die Flammen, sie schlagen wohl rings heran,
Sie möchten ins Innere dringen,
Es faßt sie ein seltener, lustiger Wahn,
Sie hören ein zauberisch Singen,
Wie der Schwalbe Lied,
Wenn der Winter flieht,
Daß hell die Wände erklingen.

Es singt wohl drinnen vom Feeenland,
Von schöneren, wärmeren Zonen,
Von des Südens buntem Farbengewand,
Von schattigen Palmenkronen?
Wer drüben wär',
Weit über dem Meer!
Da mögen Glückliche wohnen!

Es singt wohl drinnen von Königspracht,
Von Gold, von Perlen und Seide?
Von Märchen aus tausend und einer Nacht,
Vom Schlößchen auf grüner Heide?
Vom Hochzeitschmaus
Bei Saus und Braus
Mit Cymbeln und lärmender Freude? —

Es hat nun gegohren, zum traulichen Fest
Muß es die Gläser uns füllen,
Und jeder bescheidentlich leben läßt
Sein holdes Liebchen im stillen.
Nun trinkt mir schnell
Den geistigen Quell,
Den Brecher von Sorgen und Grillen!



Sechzehntes Kapitel.

Jena 1839—1842.

Wohin willst du dich wenden?
„Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat!“

So betrachtete Goethe die beiden, wenn auch durch eine Entfernung von zwei Meilen voneinander geschiedenen Nachbarstädte als die eine Stadt Weimar-Jena. Er selbst bewegte sich zwischen den beiden Enden, deren eines Weimar, das andere Jena hieß, in seinem langen Leben sehr häufig hin und her, besonders in der schönsten Periode dieses Lebens, welche durch die Freundschaft mit Schiller einen unvergänglichen Glanz erhalten hat. Die beiden großen Männer hatten es keineswegs bequem, sich zu besuchen, denn in jenen Jahren (1794—1799) war die Fahrstraße, welche die beiden, damals noch sehr kleinen Städte verband, noch in recht schlechtem Zustande, und wurde zu Wagen erst in vier bis fünf Stunden zurückgelegt, während wir Epigonen jetzt in nicht viel länger als einer halben Stunde auf den Eisenschienen sanft und ungerüttelt hinüber nach Jena und

herüber fliegen. Aber das Gute, was Goethe und Schiller „an beiden Enden" fanden, wog die Beschwerden der Fahrt reichlich auf. Fand doch Schiller am westlichen Ende seinen Freund Goethe, und dieser am östlichen seinen Schiller. Die beiden Enden hatten in der That viel Gutes!

Obgleich Weimar und Jena im ganzen von jeher gute Nachbarschaft hielten, so fehlte es doch nicht völlig an einer gewissen, freilich ziemlich harmlosen Eifersucht, welche sie gegeneinander empfanden. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, also vor einem halben Jahrhundert etwa, schwelgte Weimar in dem stolzen Gefühl, die großherzogliche Residenzstadt und der Sitz der höchsten Landesbehörden zu sein. Außerdem fühlte es sich, wie in der glorreichen Zeit, als die bekannten vier Geistesheroen zu seinen Bürgern gehörten und alle litterarischen Celebritäten in Weimar ab- und zugingen, noch immer im Besitze einer gewissen spirituellen Weihe, ein Gefühl, das sich bis auf die jetzigen Tage erhalten hat. „Wir besaßen doch einmal, was so herrlich ist!" damit setzt man sich über die Thatsache des heutigen Mangels an berühmten Männern hinweg. Jena dagegen hatte und hat auch seinen Stolz, der sich auf seine altberühmte Universität stützt, von der aus, wie die Jenenser sagen, das geistig belebende Element in die Schichten der dortigen Gesellschaft ausströmt und dem Leben in der alten Musenstadt ein frisches, lebendiges Kolorit verleiht, wie es in dem ehrwürdigen Weimar allerdings nicht zu finden ist. Der Jenenser war daher nicht abgeneigt, sich über die vornehmen, steifen weimarischen „Hofräte" lustig zu machen. Doch hielt ihn das nicht ab, von dem Guten, „am weimarischen Ende" Vorteil zu ziehen und für unleugbare Jenaische Mängel Ersatz zu suchen. Besonders war es das vortreffliche Theater, zu dessen Genuß die Jenenser gar oft, auch als die Eisenbahn die Fahrt noch nicht erleichterte, nach

Weimar pilgerten. Dann kam aber die Reihe des Kritisierens an die weimarischen Damen, welche die im Theater erscheinenden Jenenser Toiletten mit scharfem, unnachsichtigem Blicke musterten. „Nein, sehen Sie einmal, was dort auf der zweiten Parkettbank die Jenaische Professorin für einen wundervollen Anzug aufgelegt hat! Und neben ihr die Dame, was für ein Kopfputz! Das geht ja noch über Apolda!“ Vieler solcher Kritiken war ich Ohrenzeuge zu der Zeit, als ich die weimarische Prima frequentierte und ein fleißiger Theaterbesucher war. Das ist nun freilich über fünfzig Jahre her. Ob die polaren Gegensätze beider Endpunkte der großen Stadt Weimar-Jena auch jetzt noch in ähnlicher Weise an den Tag treten, ist mir nicht bekannt.

In dem Goetheschen Worte von Weimar-Jena glaubte ich eine genügende Veranlassung zu finden, meinen harmlosen weimarischen Geschichten auch einige Erinnerungen aus dem Jena vor 50 Jahren anzureihen. Ich bezog die dortige Universität im Jahre 1839. Bis dahin hatte ich im elterlichen Hause zu Weimar gelebt, und war mir nun halb froh, halb ängstlich der großen Veränderung bewußt, die mit einemmale in meinem Dasein vor sich ging, denn ich trat in ein neues Leben ein, welches durch Selbständigkeit, durch freie, nicht mehr kontrollierte Verwendung meiner Zeit und des in einem ganz leidlichen Wechsel von meinem guten Vater mir gewährten Geldes sich glänzend auszeichnete. Aber in der ersten Zeit gesellte sich zu diesem angenehmen Bewußtsein eine gewisse Befangenheit, und das Gleiche war der Fall bei meinen bisherigen Schulgenossen, in deren Gesellschaft ich die Reise von Weimar nach Jena, nicht stolz zu Pferde oder Wagen, sondern munter und bescheiden zu Fuß, wie damals üblich war, zurückgelegt hatte. Noch hatte es gute Zeit bis zum Beginn der Kollegia, denn wir waren zum offiziellen Beginn des Semesters nach Jena geeilt, weil

wir noch nicht wußten, daß die Herren Professoren den wirklichen Anfang des Semesters acht bis vierzehn Tage über den offiziellen hinaus zu verlegen pflegten, wofür sie denn auch die Ferien ebenso lange vor dem offiziellen Semesterschluß beginnen ließen. Da kam denn so manches Mal, besonders des Abends, ein wehmütiges Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit über uns; wir kamen dann wohl zusammen auf der Stube des einen oder anderen, und dämpften unser geheimes Weh durch Erinnerungen an unser liebes Weimar, an Muttern, ja an die so freudig verlassene langweilige Schule. Diese Anwandlungen von Schwachmütigkeit verloren sich indes, sowie die Kollegien begannen, und der lebensfrohe Studio war fertig.

Wir neu angekommenen Weimaraner schlossen uns an einen kleinen Kreis älterer Studenten an, die gleich uns sich rühmen durften, der von der leiseren Welle der Ilm bespülten Musenwitwenstadt entsprossen zu sein. Der gesellige Verkehr in diesem aus zehn Mitgliedern bestehenden Bunde war ein sehr gemütlicher und geistig anregender. Als jedesmaliger Präses bei unseren geselligen Zusammenkünften fungierte der stud. theol. Haase, nicht, weil er der älteste unter uns war, sondern weil er sich durch trefflichen Humor und respektgebietende Energie am besten zu diesem Herrscheramte eignete. Haase stand im letzten Semester seines Studiums. Gegen Ende des Januar war sein Geburtstag, und wir beschlossen, denselben solenn zu feiern, und zwar durch Aufführung eines von mir verfaßten Festspiels, betitelt Haases Verherrlichung oder die Sieben aus der Unterwelt. Vom Inhalt dieses Stückes sei nur soviel bemerkt, daß sieben berühmte Bewohner der Unterwelt, darunter Goethe, Kant, Sappho u. s. w., für zwölf Stunden zur Oberwelt deputiert waren, um dem „großen Haase“ an seinem Geburtstage allerlei Dienste zu leisten. Haase selbst wurde so vortrefflich und mit so großer

Ähnlichkeit dargestellt, daß das zahlreiche, den Saal füllende Studentenpublikum, und nicht am wenigsten der wirkliche, in der vordersten Reihe der Zuschauer auf einem Sessel thronende Geburtsträger, in minutenlanges Gelächter ausbrach, als Haases Doppelgänger auf der Bühne erschien. Man wird es glauben, daß das Stück von Unsinn wimmelte, der jedoch seine erheiternde Wirkung nicht verfehlte. Der Verherrlichte wurde dabei keineswegs nur schonend und preisend behandelt. Ich erinnere mich, daß eine Scene aus diesem Grunde so stürmisch belacht wurde, daß eine ziemlich lange Pause im Spiele entstand. Haase, dem die Huldigung der sieben großen Geister schon den Kopf warm gemacht, wird zur Bezahlung von Schulden gedrängt. Er geht unruhig in seinem Zimmer auf und ab und hält über seine Situation einen Monolog, ohne den an einem Tische mit der Reinschrift einer Arbeit Haases für das philosophische Konversatorium beschäftigten Kant zu beachten. Kant ist schon eine Weile aufgestanden, hält das Schnupftuch vor die Augen und weint.

Haase: Kant, was ist dir? Was weinst du?

Kant: Freudenthränen, Thränen des Dankes! O, großer Haase, jetzt erst bin ich stolz auf mein Genie!

Haase: Erkläre mir das, ich verstehe dich nicht.

Kant: O großer Haase, jetzt erst bin ich stolz auf mein Genie! Eben komme ich im Abschreiben an den zweiten Teil deiner philosophischen Abhandlung — da — da — ich lese und lese — kaum glaube ich meinen Augen trauen zu dürfen — ich lese eine Seite, zwei Seiten — und Wort für Wort — großer Haase, wie ehrst du mich Unwürdigen! — Wort für Wort abgeschrieben aus meiner miserablen Kritik der reinen Vernunft!

Haase: Pst! pst! Irrtum, Zufall u. s. w.

Ich hätte vielleicht von diesen dramatischen Gängen

schweigen sollen, doch knüpft sich an sie, und das möge ihre Erwähnung rechtfertigen, ein schauriges Erlebnis.

Es war einige Tage vor der Aufführung jenes Geburtstagsstückes, als wir zehn Weimaraner, wie es oft geschah, auf Haases Zimmer ein auf gemeinsame Kosten beschafftes Fäßchen Bier leerten. Das war unter diesmal besonders belebter Unterhaltung geschehen, und vom benachbarten Kirchturme erklang die Mitternachtsstunde, als wir Mützen und Überröcke nahmen, um nach Haus zu gehen. Scherzend erinnerte beim Abschiede einer an die Schauer der Mitternacht; das Thema wurde aufgegriffen und weiter gesponnen, nach wenigen Minuten hatten wir unsere Plätze wieder eingenommen und lauschten der Gespenstergeschichte, welche einer vortrug. Dieser folgte eine zweite, und den Schluß machte ich mit einer wirklich unheimlichen Geschichte, welche ich vor einigen Tagen in Warrens „Mitteilungen aus dem Tagebuche eines Arztes" gelesen hatte. Sie handelte von einem jungen Rechtsgelehrten, der um Mitternacht aus einer Gesellschaft zurückkehrt, in welcher das Gespensterthema sehr eingehend und lebhaft besprochen worden ist. Der junge Mann hatte dabei auf der Seite derer gestanden, die das Gespensterunwesen für die Ausgeburt kranker Phantasie und den Glauben an Gespenster für unwürdig eines gebildeten Menschen erklärt hatten. Er wanderte durch die menschenleeren Straßen seiner Wohnung zu, die sich in einem öden, weitläufigen und nur von wenigen Mietern bewohnten Gebäude befand. Erst beim Besteigen der von einem hinsterbenden Lampenlichte schwach beleuchteten Treppe fiel ihm ein, daß sein Korridornachbar, ein Herr Timm, am vergangenen Tage gestorben war, und daß die Leiche in dem Timmschen Wohnzimmer aufgebahrt lag. Er konnte sich eines Schauers nicht erwehren, als er an der Thür vorbeiging, hinter welcher der tote Nachbar lag. Er schloß die

Thür seines Vorzimmers auf, zündete Licht an und betrat mit dem zwei brennende Kerzen tragenden Leuchter sein Wohnzimmer. Hier traf ihn ein Anblick, welcher ihm vor Schreck den Atem versetzte und ihn auf der Stelle, wo er stand, festbannte. Auf dem Lehnstuhle, welcher vor dem Kamine stand, saß, mit dem Rücken ihm zugekehrt und ohne sich bei seinem Eintritte zu bewegen, eine schwarz gekleidete männliche Gestalt. Wie lange es gewährt hatte, bevor er sich einigermaßen zu fassen und die Gestalt anzureden vermochte, wußte später der junge Mann nicht zu sagen. „Was machen Sie hier?“ brachte er mit zitternder Stimme hervor. Da erhob sich sehr langsam die Gestalt, drehte sich langsam nach ihm um, und nun erkannte er, daß sein gestorbener Nachbar Timm vor ihm stand. Schrecklich war es, daß das ihm zugekehrte Antlitz Timms weißglühend wie im Feuer erhitztes Eisen erschien, nur an der Stelle der Augen zwei schwarze Punkte zeigend.

Ich übergehe den weiteren, übrigens sehr tragischen Verlauf der englischen Sensationsnovelle. Wie vorher beim Lesen, so ergriffen mich jetzt beim Erzählen lebhaft ihre Schauer, und dieselbe Wirkung ließ sich auch bei meinen Zuhörern erkennen. Mit dem empfangenen unheimlichen Eindrucke sagten wir uns gute Nacht, und ich ging durch die nächtlich stillen Straßen der Stadt nach meiner Wohnung, die sich in der Saalgasse in einem Hause befand, in welchem außer mir nur der alte Hausbesitzer mit seiner Frau wohnte. Oben auf dem weiten Korridor, der vom abnehmenden Monde nur schwach erhellt war, nahm ich den Schlüssel zur Hand, um mein Zimmer zu öffnen. Es wäre doch gräulich, dachte ich, wenn dir jetzt in deiner Stube so ein Timm mit weißglühendem Gesichte entgegenträte! Langsam öffnete ich die Thür, und warf, ehe ich eintrat, einen Blick in die Stube, die von dem hinter Wolken verborgenen

halben Monde nur schwache Beleuchtung empfing. Und welcher Schreck krampfte mir die Brust zusammen, als ich auf dem vor meinem Schreibtische stehenden Stuhle eine lange weiße Gestalt sitzen sah! Unwillkürlich schloß ich die Thür wieder und stand hochklopfenden Herzens auf dem Korridor. Sollte es wohl eine Sinnestäuschung sein, was mich so erschreckt hatte, eine Täuschung meiner aufgeregten Phantasie? Ich öffnete abermals die Thür, aber nur ein klein wenig, und blickte in das Zimmer, dessen Dämmerung jetzt weniger tief war, da der Mond wohl eben aus den Wolken trat. Und deutlicher als vorher sah ich die unheimliche weiße Gestalt auf ihrem Platze am Schreibtische. Und wieder schloß ich die Thür und nahm alle vernünftige Überlegung zusammen, um der Erscheinung eine beruhigende Erklärung zu geben. Es wollte mir nicht gelingen, und ich stand ratlos, was ich thun sollte. Die Hausleute unten zu wecken, verbot mir die Scham über einen solchen Beweis von Mutlosigkeit. Auf dem kalten Korridore den Anbruch des gespensterfeindlichen Tages abzuwarten, das ging doch auch nicht an. Ich rief mir ins Gedächtnis zurück, daß alle Gespenstergeschichten, wenn man ihnen tapfer zu Leibe ging, sich stets als Täuschungen erwiesen hatten, faßte einen festen Entschluß und trat in das Zimmer, auf die Spukgestalt losgehend, die mein Kommen unbeweglich erwartete. Und was fand ich? Über die hohe Lehne des Stuhles und über diesen selbst ausgebreitet lag ein langes weißes Frauengewand. Und nun ward mir auf einmal klar, welche Bewandtnis es mit meinem Gespenst hatte. In dem Festspiele zu Haases Geburtstag hatte ich mir die Rolle der Sappho zugeteilt und mich nach Weimar an meine Mutter mit der Bitte um ein passendes Kostüm gewendet. Dasselbe war am Abend durch die Botenfrau meiner Hauswirtin überbracht und von dieser sorgsam in meinem Zimmer über die

Stuhllehne gebreitet worden. Am anderen Tage belachte ich das nächtliche Abenteuer mit meinen Freunden, von denen übrigens jeder gestand, nicht ohne einiges Gruseln zu Bett gegangen zu sein.

Das Jenaische Studentenleben bot zu jener Zeit mancherlei eigentümliche Erscheinungen dar. Aus dem freien, höchst ungenierten öffentlichen Auftreten der Studenten mochte ein flüchtiger Beobachter den Schluß ziehen, daß unter ihnen ein etwas roher Ton herrsche. Und in der That mußte es jedem, der nach Jena kam, etwas sehr Neues und Auffallendes sein, wenn er am hellen Tage hier und da einen Studenten in langem, buntem Schlafrocke und Pantoffeln, aus langer Pfeife rauchend und mit der Mappe unterm Arme nach dem Kollegium wandern sah, oder wenn ihm der Gesang von einer Anzahl lustiger Brüder entgegenscholl, die auf offenem Markte um ein Faß Bier herumsaßen, das sie unter Singen und lautem Jubilieren zu leeren beflissen waren. Aber diesen und ähnlichen Äußerungen studentischer Zwanglosigkeit lag keineswegs Verachtung der guten Sitte zu Grunde. Wenn auch weniger in Äußerlichkeiten, wurde dieselbe doch im wesentlichen hoch gehalten. Der Verkehr der Studenten untereinander war streng nach ehrenhaften Prinzipien geordnet, und jeder Verstoß gegen dieselben fand seine ernste Ahndung. Als ich von Jena nach Göttingen übersiedelte, fand ich das umgekehrte Verhältnis. Die Göttinger Studenten traten äußerlich als sehr elegante Herren auf. Wer aber, wie ich gleich am ersten Abend meines Dortseins, Zeuge war von der Art, wie auf der Straße sich begegnende Mitglieder verschiedener Verbindungen einander anrempelten und kontrahierten, der gewann von den gerühmten feinen Manieren der Göttinger Musensöhne einen höchst befremdlichen Begriff. Dergleichen gemeines Schimpfen in den rohesten und schmutzigsten Ausdrücken hätte man

nimmermehr von einer betrunkenen, sich in die Haare geratenden Rotte von Handwerksburschen zu hören bekommen. In Jena schrieb der Komment streng vor, daß, nachdem die Kontraktion erfolgt war, die beiden Beteiligten kein Wort mehr wechseln durften. In Göttingen dagegen begann das wüsteste gegenseitige Schimpfen erst recht, nachdem die Forderung stattgefunden hatte. Die Zeit wird ja auch hierin geändert und gebessert haben.

In Jena bestand zwischen den bestehenden zwei Burschenschaften (Burgkeller und Fürstenkeller) einerseits und den vier Korps (Thüringer, Sachsen, Franken und Westfalen) andererseits ein feindseliges Verhältnis, das sich sogar unsinnigerweise bis zu gegenseitigem Verrufe gesteigert hatte. Sobald sich aber ein Student einen ernstlichen Verstoß gegen den unsichtbaren Kodex der Ehrenhaftigkeit zu Schulden kommen ließ, wurde die gegen ihn verhängte Strafe des persönlichen Verrufs von sämtlichen Verbindungen anerkannt. Der gegenseitige Verruf der Korps und Burschenschaften hatte dagegen keine weitere persönliche Wirkung, als daß die Mitglieder der einen Seite nicht mit denen der anderen verkehren durften, und daß das Duell zwischen ihnen unstatthaft war. Machte sich ein solches durchaus nötig, so mußte der betreffende Korpsbursche oder Burschenschafter vorher temporär aus seiner Verbindung austreten. Auch galt der Verbindungsverruf nur für Jena und einen Umkreis von zwei Meilen. Der gesellschaftliche Verkehr zwischen den feindlichen Brüdern war, wenn sie sich z. B. in Weimar oder Rudolstadt befanden, oft ein sehr heiterer und gemütlicher.

Ein wirklich patriarchalisches Verhältnis bestand zwischen den Professoren und Studenten. Fast jeder Professor hatte einen bestimmten Abend in der Woche, an welchem jeder seiner Zuhörer, der Lust hatte zu kommen, freund-

lichen Empfang und ungezwungene Konversation bei einem Glase Bier oder einer Tasse Thee, oder auch ohne das, fand. Zu der Unterhaltung lieferten nicht nur die Fachwissenschaften, sondern auch studentische und andere Interessen den Stoff. Ich gedenke der vortrefflichen Herren und besonders meiner Lehrer mit aufrichtiger Pietät, und bitte, es mir nicht als Mangel an letzterer anzurechnen, wenn ich von dem einen oder anderen einen heiteren Charakterzug erzähle.

Mein erstes Kolleg, Psychologie und Logik, hörte ich bei Reinhold, dem Sohne des berühmten Leonhard Reinhold und Enkel Wielands. Sein Vortrag zeichnete sich durch große Klarheit und Präcision aus, so daß es uns, seinen Schülern, ganz undenkbar erschien, daß noch andere philosophische Anschauungen, als die Reinholdschen, Anspruch auf Geltung machen könnten. Außer dem von allen Zuhörern sehr regelmäßig besuchten Kolleg kamen wir noch an einem Abende der Woche in Reinholds Wohnung zu einem philosophischen Konversatorium zusammen, für welches der Reihe nach jeder eine schriftliche Arbeit zu liefern hatte, die dann im Konversatorium besprochen wurde. Was mir aber von ganz besonderem Werte war, das war der Zutritt zum Reinholdschen Familienkreis, welcher mir als dem Freunde von Reinholds Sohn gestattet war. Der Lehrer war mir zugleich väterlicher Freund. Die Krone des Hauses aber war die unvergleichliche, liebe, durch die edelste Weiblichkeit geadelte „Pfarrerstochter von Grunau", denn das in Wirklichkeit, wenn auch eine andere als die Vossische, war die nunmehrige Frau Geh. Hofrätin Reinhold. Schon wenn ich in den Gymnasialferien meinen Freund nach seiner Jenaischen Heimat begleitete und mehrere Tage der Gast des Reinholdschen Hauses war, hatte mich für seine Mutter eine schwärmerische Verehrung erfaßt, die den jungen Studenten nicht verließ und noch heute in dem Siebzigjährigen fortlebt.

Sehr anregend und angenehm berührend war der Vortrag des Professors der Geschichte Luden. Ich hörte bei ihm die Geschichte der französischen Revolution. Es war ein großer Genuß, dem völlig freien, doch fehlerlos und elegant stilisierten Vortrag Ludens zuzuhören. Mit der lebendigsten Anschaulichkeit führte er uns den Hergang der großen Ereignisse vor, und wir fühlten uns bald erwärmt, bald erschüttert, wenn er die eine und andere große Scene aus jenem Weltdrama schilderte. Bei der Erzählung vom Tode Ludwigs XVI. erwärmte sich Ludens Vortrag so, daß ihm Thränen, wirkliche Thränen in die Augen traten und ihm die Stimme versagte. Auch uns Studenten ergriff es tief, obgleich wir alle vorher wußten, daß Luden bei des Königs Hinrichtung weinen würde, wie es schon in früheren Semestern bei den Vorlesungen über die französische Revolution ganz an derselben Stelle geschehen war. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß es Theaterthränen waren, die Luden weinte. Es stand außer allem Zweifel, daß er in der That jedesmal auf das tiefste ergriffen war, wenn er jenes tragische Ereignis schilderte.

Der Professor der Botanik und Zoologie Voigt, als Vertreter der erstgenannten Wissenschaft vulgo Grasvoigt genannt, war ein stattlicher und behäbiger Herr, dem man es vermöge seines vollwangigen rosigen Gesichts auf den ersten Blick ansah, daß er weder zu den Vegetarianern, noch zu den Teaatallers gehörte. Er war als großer Gourmand bekannt und leistete als solcher auch nach der quantitativen Seite hin Erkleckliches. Einst begegnete er in der Mittagsstunde auf dem Fürstengraben einem seiner Kollegen. Die beiden Herren blieben bei einander stehen und wechselten einige Worte, wobei Voigt mehrmals mit den Lippen schnalzte, wie einer, der sich's eben vortrefflich hat schmecken

lassen. „Sie haben gewiß eben gut gefrühstückt?“ sagte der Kollege zu Voigt. „Jawohl,“ antwortete Voigt, abermals schnalzend, „delikat, sage ich Ihnen, Herr Kollege!“ — „Nun, was war es denn so Gutes, was Sie gefrühstückt haben?“ — „Ein Truthahn!“ — „Und wie viele waren Sie denn dazu?“ — „Wir waren unser zwei: ich und der Truthahn.“ Voigt ließ übrigens auch anderen gern etwas Gutes zukommen, und deshalb waren seine Einladungen zu den Rosenbällen bei den Studenten ein sehr gesuchter Artikel. Es bestand damals in Jena ein geschlossener Verein, die Rosengesellschaft, deren Wirksamkeit sich auf die alljährlich im Wintersemester wiederkehrende Veranstaltung von sechs Bällen beschränkte, welche in den sogenannten akademischen Rosensälen abgehalten wurden. Die Gesellschaft bestand aus Professoren und anderen Honoratioren der Stadt. Jedes der etwa 80 Mitglieder hatte das Recht oder vielmehr die schweigende Verpflichtung, einen oder mehrere junge Herren mitzubringen und ihre Verpflegung bei dem gemeinsamen Abendessen, das in der großen Tanzpause im Nebensaale genossen wurde, zu bestreiten. Die Eingeladenen waren, wie das in einer kleinen Universitätsstadt sich von selbst versteht, fast ausschließlich Studenten. Nun waren zwar die Gerichte, welche der Wirt à Couvert 10 Silbergroschen zu liefern hatte, außerordentlich frugal, aber noch weniger opulent waren die Genüsse, welche den bewirteten Studenten aus den von den Gastgebern mitgebrachten Weinflaschen gespendet wurden. Welche Sorten hier zum Vorschein kamen — wer wollte sie nennen? Daß aber Marken, wie „Jenenser Schattenseite“, stark darunter vertreten waren, dürfte begründeten Zweifeln nicht unterliegen. Voigt gehörte zu den Wenigen, die ihren Gästen einen rechtschaffenen Rhein- oder Moselwein vorsetzten, und wenn seine Studenten das Glas zum Munde führten, fiel von den benachbarten, unter anderer Kuratel sitzenden

Kommilitonen mancher wehmütig beneidende Blick auf sie. Wegen jener gastlichen Eigenschaft genoß Voigt unter den Studenten einer weit größeren Berühmtheit, als durch seine Bearbeitung der Cuvierschen Naturgeschichte, durch die er seinen Ruf in der Gelehrtenwelt begründet hatte.

Voigts Vorträge waren mehr unterhaltend als belehrend. Sie waren aufs reichlichste mit Anekdoten gespickt, deren Quell so ergiebig war, daß z. B. die beiden Pflanzen Thee und Kaffee jede eine volle Stunde im Kollegium über Botanik ausfüllten. Auch in der Zoologie fehlte es nicht an originellen, nicht gerade von streng wissenschaftlicher Behandlung des Themas zeugenden Zügen. Ich erinnere mich eines charakteristischen Beispiels: „Meine Herren, wir kommen jetzt an die Schnabelkerfe. Erste Familie: pediculus, die Laus, eine noble Familie! Da haben wir drei Arten: pediculus capitis, die Kopflaus, ein ekelhaftes Tier! Zweitens: pediculus vestimenti, die Kleiderlaus, ist auch nicht angenehmer, und drittens pediculus pubis, die Filzlaus, mit Respekt zu sagen.“

Ein origineller alter Herr war der Professor der Medizin, Geh. Hofrat Suckow, der gemeinsam mit seinem Kollegen, dem gelehrten Geh. Hofrat Stark, die medizinische Klinik dirigierte, wobei den an einer langen Tafel sitzenden Studenten an den zwei schmalen Enden der Tafel die beiden Direktoren präsidierten. Wenn auch bei Suckows Leitung der Klinik hier und da einige gute praktische Lehren abfielen, so waren das, wenigstens dem quantitativen Verhältnis nach, doch eigentlich nur Brosamen von dem, was der alte Herr uns auftischte. Es möge hier eine Probe von den Vorträgen des guten „alten Schweden“, so hieß Suckow unter den Studenten, folgen. Der erste der im Wartezimmer versammelten Patienten wird hereingerufen und stellt sich vor Suckow auf. „Aha, das ist ja unser alter Nachtwächter aus Kötschau!

Er leidet wohl wieder einmal an Gicht und Hämorrhoiden?" — „Ja wohl, Herr Hofrat, das Mal arg!" — „Steck' Er einmal die Zunge heraus! So, nun drehe Er sich ordentlich um, damit die Herren Seine Zunge sehen!" Der Nachtwächter dreht sich mit weit herausgesteckter Zunge im Halbkreise herum. „Sehen Sie, meine Herren, was der Mensch hinten auf seiner Zunge für einen schwarzen Beleg hat. Die alten Ärzte lehrten, dies sei ein gefährliches, ja letales Symptom, Sie brauchen es aber nicht zu glauben. Na, so steck' Er doch seine Zunge wieder hin, wo sie hingehört! — Gestatten Sie mir, meine Herren!" er zeigt seine eigene Zunge. „Sie werden gesehen haben, daß der hintere Teil meiner Zunge fast schwarz ist. Ich habe diese schwarze Zunge wohl schon zehn Jahre und befinde mich wohl dabei. — Herr Domrich (dies war der Assistenzarzt), verschreiben Sie dem Manne Schwefel mit Cremor Tartari! — Aber was schnupft Er denn da für Zeug?" Der Mann hielt sein Birkendöschen hin und sagte: „'s ist Kaffeesatz von meiner Frau mit ä paar Körnchen Hirschhornsalz. Der richtige Schnupftabak ist mir zu teuer, Herr Hofrat." — „Pfui, wie kann man solches Zeug schnupfen! Hier, nehme Er das (es war ein Zehngroschenstück, eine Gabe, die der gute alte Herr oft an arme Patienten verabreichte), gehe Er zum Kaufmann Gerstung und lasse sich ein Päckchen Lotzbeck Nr. 2 geben, den schnupfe ich auch! — Herr Zogbaum!" wendete er sich zu einem der Studenten, „ich sehe, daß Sie da einen Bogen Papier beschneiden. Sie werden auf diese Art nie eine gerade Schnittlinie erhalten. Man darf nicht dahin sehen, wo man schneidet, sondern immer dahin, wohin man schneiden will!" — Das ist eine, allerdings nicht in das Fach der medizinischen Wissenschaft schlagende, aber sehr praktische Regel, welche ich bewährt gefunden habe, und

so oft ich die Papierscheere ansetze, gedenke ich dankend des alten Schweden.

Den Lehrern der Medizin reihte sich **Martin** an, der später in Berlin als Gynäkolog und Geburtshelfer eine sehr ehrenvolle Stellung einnahm. So lange er in Jena dozierte, war seine Befähigung als Lehrer noch nicht zu der glänzenden Entfaltung gediehen, wie es später wohl der Fall war. Ich kann nur sagen, daß ich mich durch seine Vorträge wenig angeregt fühlte. Dagegen ist mir ein komisches Ereignis im Gedächtnis geblieben, von welchem Martin betroffen wurde. Unter den Hochzeitsgeschenken, welche er bei seiner Verheiratung bekommen hatte, befanden sich nicht weniger als sieben silberne Fischkellen. Daher war es ihm gar nicht zu verdenken, daß er bei Gelegenheit, wenn er selbst ein Hochzeitsgeschenk zu geben hatte, eine der sieben auswählte, und so seinen überreichen Vorrat an Fischkellen allmählich auf das richtige Maß reduzierte. So kam auch eine Hochzeit in einer befreundeten Familie heran, und Martin schickte am Morgen vor dem Gratulationsbesuche eine silberne Fischkelle an die Braut. Als er dann seine Glückwünsche überbrachte, fand er eine zahlreiche Versammlung von Gratulanten im Salon. Im offenstehenden Nebenzimmer waren auf einer großen Tafel die eingegangenen Hochzeitsgeschenke ausgestellt. Martin betrachtete sich die Herrlichkeiten und bemerkte darunter auch die frisch aufpolierte Fischkelle, bei welcher seine Karte lag. In den Salon zurückgekehrt, war er in der Unterhaltung mit einem Herrn begriffen, als er wahrnahm, daß zwei junge Damen in das Geschenkzimmer gingen, seine Fischkelle aufsuchten, sie genau betrachteten und leise kicherten. Er sah dann, wie die jungen Damen in den Salon zurückkehrten, anderen Damen etwas zuflüsterten, und wie diese nun ebenfalls die Wanderung zur Fischkelle antraten und mit mühsam verhaltenem Lachen zurückkamen.

Rasch brach Martin das Gespräch ab, trat in das Nebenzimmer und ergriff die Fischkelle. Bei näherer Betrachtung sah er zu seinem Schrecken, daß auf der breiten Rückseite der Kelle die Worte graviert waren: „Von sämtlichen Hebammen in Jena". Martin hatte bei seiner Verheiratung diese Kelle von den damals in der von ihm dirigierten Hebammenschule vereinigten Hebammen verehrt bekommen. Schweigend legte er die Fischkelle, deren Inschrift nach Belieben sich zu deuten er dem Brautpaare überließ, wieder an ihren Platz.

Einer der vorzüglichsten und berühmtesten Lehrer war der geniale Chemiker Döbereiner. Sein Vortrag entbehrte bisweilen des folgerechten Zusammenhangs, doch sprühte er von geistreichen, freilich bisweilen unseren chemischen Horizont überschreitenden Bemerkungen. Beim Experimentieren zeigte er gelegentlich eine große, die Festigkeit der Nerven seiner Hörer auf die Probe stellende Sorglosigkeit. So bei einem Vortrage über Cyansäure und sogenannte Knallsäure. „Die beiden Bogen Löschpapier hier auf dem Tische," sagte er, „sind mit knallsaurer Quecksilberlösung getränkt. Wenn ich aus diesem Glase einen Tropfen konzentrierte Schwefelsäure auf das Papier fallen ließe, so würde das eine so heftige Explosion geben, daß wir samt den Mauern, in denen wir uns befinden, in die Luft gesprengt werden würden." Dabei hielt er in seiner ziemlich unsicheren Hand das Fläschchen, welches mit Schwefelsäure gefüllt war, dicht über die verderbenschwangeren Papierbogen. Dann gab er einen kleinen Beweis von dem Gesagten, indem er ein Eckchen von dem Papiere abriß und es mit einem Tropfen Säure in Berührung brachte, was eine kanonenschußartige Explosion bewirkte. — Einmal äußerte er, als er vom Golde sprach, nebenhin: „Ich habe Grund, anzunehmen, daß das Gold sich in ähnlichen großen Mengen

wie das Eisen auf der Erde findet. Man wird die Erfahrung hiervon früher oder später machen." Wenige Jahre darauf wurden die ersten großen Goldfunde in Kalifornien gemacht. Unter den zahlreichen, zum Teil wichtigen Entdeckungen, die Döbereiner auf dem Gebiete der technischen Chemie gemacht hat, waren mehrere, die eine kalifornische Goldgrube für ihn hätten werden können. Aber daran dachte er in seinem edlen wissenschaftlichen Eifer gar nicht. Sobald er einen neuen genialen Fund gethan hatte, machte er ihn sofort durch Veröffentlichung zum Gemeingute der Wissenschaft.

Als junger Arzt hatte ich im Jahre 1845 die Freude, mich mit dem verehrten Lehrer wohl eine Stunde lang zu unterhalten. Wir sprachen unter anderem von der Hundswut. „Ich bin überzeugt," sagte Döbereiner, „daß für alle Tiergifte der Alkohol ein absolut sicheres Gegenmittel ist." Damals waren die famosen, bei Schlangenbiß mit Erfolg angewandten großen Quantitäten alkoholischer Getränke noch eine unbekannte Kurmethode.

Bei dem berühmten Lateiner Eichstädt ein Kollegium zu hören, wurde mir leider nicht zu teil. Er hatte Vorlesungen über Tacitus Germania angekündigt, und wir fanden unser elf uns in seinem Auditorium ein. Eichstädt erschien und erklärte uns, vor weniger als zwölf Hörern lese er nicht. Einer von uns war so unverschämt (ich fürchte, ich war es selbst), dem alten Herrn das Anerbieten zu machen, wir würden gern das Honorar für den fehlenden Zwölften erlegen. Statt hierauf die verdiente Abfertigung zu erteilen, rieb sich Eichstädt nur freundlich schmunzelnd die Hände und sagte nach einigem Zaudern: „Nein, das geht doch nicht an." Zur Entschuldigung jenes unpassenden Ansinnens muß bemerkt werden, daß Eichstädt nicht nur der bei weitem reichste, sondern bekanntermaßen auch der geizigste

Mann in Jena war. Einige Zeit darauf hatte ich das Vergnügen, Eichstädts Beredtsamkeit und seinen prachtvollen lateinischen Periodenbau in einem öffentlichen Aktus zu bewundern, in welchem er dem pro venia legendi disputierenden Dr. jur. Schmidt aus Ilmenau (jetzt Professor und Geheimrat in Leipzig) opponierte, der ihm übrigens in Rede und Antwort nichts schuldig blieb. So machte Eichstädt ihm in scherzender Weise den Vorwurf, er als Jurist habe sich einer Überhebung über die Philologen schuldig gemacht, weil er in seiner Dissertation gesagt habe, er wolle nicht zu einem Kampfe mit den Philologen hinabsteigen (ne descendam etc.). Sofort erwiderte Schmidt, in dem Worte descendam liege es, daß das Bild von dem Kampfe in der Arena gebraucht sei, und diese sei ja der tiefst gelegene Teil des Zirkus. Um also zum Kampfplatze zu gelangen, sei das descendere unvermeidlich. Eichstädt erwiderte die Rechtfertigung mit einem freundlichen Kompliment, wie es Cicero selbst nicht zierlicher hätte drechseln können. Man pflegte zu sagen, daß Eichstädts Latein ciceronianischer sei, als das Ciceros, und dieses Paradoxon hatte seine Berechtigung, denn stets wenn Eichstädt lateinisch sprach oder schrieb, geschah es im reinsten Cicero'schen Stil, während Cicero ohne Zweifel sich nicht überall und immer ciceronianisch ausgedrückt haben wird.

Als Lehrer der griechischen Philologie genoß Hand großes Ansehen. Ich lernte ihn von einer anderen Seite kennen und schätzen. Hand war ein enthusiastischer Musikfreund und Kenner der Tonkunst in wissenschaftlicher und ästhetischer Beziehung. Er leitete einen Singverein, der aus Studenten und jungen Damen — zusammen zwanzig bis dreißig Mitgliedern — bestand. Wöchentlich fanden einige „Singproben" im Handschen Salon statt, und an einem bestimmten Abende der Woche Aufführung der eingeübten

Gesänge vor einem kleinen geladenen Publikum, zu welchem nicht selten die ehrwürdige Schwägerin Schillers, Frau von Wolzogen, gehörte. Es war mein sehnlicher Wunsch, diesem Singverein beizutreten, da er mir Gelegenheit bot, mit einer der Sängerinnen, für welche ich schwärmte, zusammen zu kommen. Nun hatte die Mutter Natur mich leider im Punkte der Musik arg vernachlässigt. Ich konnte nicht drei Töne nacheinander richtig singen, und Noten konnte ich so wenig lesen wie eine koptische Handschrift. Es war mir deshalb in der burschenschaftlichen Verbindung „zum Fürstenkeller", welcher ich in meinen letzten vier Jenaischen Semestern angehörte, die Auszeichnung zu teil geworden, nebst meinen zwei Freunden, dem jetzigen Senatspräsidenten von Hamburg, Versmann, und dem nachherigen vortrefflichen Hamburger Arzt und Physikus Helbert, sowie einem dritten Hamburger (Hamburg non cantat!), Namens Bandmann, zum Mitglied einer „Singakademie" ernannt zu werden. Wenn es auf unserer „Kneipe" einmal recht lustig zuging, wurden wir vier im Gesang gleich Begabten wohl aufgefordert, irgend ein bekanntes Kommerslied vierstimmig zu singen. Wir mochten unser Licht nicht unter den Scheffel stellen, und kamen mit großem Vergnügen dem allseitigen Wunsche nach. Der durch unseren Gesang erweckte ausgelassene Jubel belohnte uns reichlich für unsere künstlerische Leistung. Für ein Mitglied dieser Akademie war es ein kühnes Unternehmen, auch an einem Singvereine, der wirkliche Musik ausübte, sich beteiligen zu wollen. Aber was wagt die Liebe nicht? Ich machte dem Herrn Geh. Hofrat Hand meinen Besuch und sprach ihm die Bitte aus, mich in seinen Singverein aufzunehmen. Hand frug nach meiner Stimme und meinen bisherigen musikalischen Leistungen, und die unsicheren Antworten, welche ich erteilte, stimmten ihn mißtrauisch gegen meine vorgebliche Passion für die Vokalmusik. Auf

meine zum Schlusse nochmals vorgebrachte Frage, ob ich seine Erlaubnis habe, mich am Singvereine zu beteiligen, gab Hand eine ausweichende, unbestimmte Antwort. Gleichwohl ließ ich mich nicht abhalten, pünktlich bei der nächsten Aufführung zu erscheinen, wozu ich freilich bemerken muß, daß ich mich bereits der entschiedenen Protektion der Damen des Handschen Hauses erfreute. Hand merkte sehr bald, daß seine dunklen Ahnungen von meiner Untauglichkeit für den eigentlichen Zweck des Singvereins ihn nicht getäuscht hatten, und daß meine Bestrebungen nach ganz anderer Richtung gingen, als nach der Pflege des Gesanges. Er wurde bald gewahr, daß ich, wenn gesungen wurde, durch gänzliches Schweigen glänzte, und es gelang mir daher nicht, seine Gunst durch ehrerbietiges Benehmen, durch öfteres Hospitieren in seinen Kollegien und ähnliche hinterlistige captationes benevolentiae zu gewinnen, wofür ich jedoch andererseits reichlichen Ersatz fand.

In aufrichtiger Verehrung gedenke ich des vortrefflichen Superintendenten von Ninive. Diese hohe Würde hatte der studentische Humor dem ausgezeichneten Gelehrten, dem Orientalisten und in specie großen Kenner der orientalischen Münzkunde, Professor Stickel, verliehen, der diese Würde mit der dem Weisen eigenen Milde und Nachsicht auf seinen Schultern ruhen ließ. Ich hörte bei Stickel vor 50 Jahren ein hochinteressantes Kolleg über Kulturgeschichte der asiatischen Völker, darf mich also zu seinen ältesten Schülern rechnen. Noch heute sieht man den allgemein beliebten und geehrten, nun 86jährigen Mann völlig aufrechten und raschen Ganges einher wandeln, und wem die Freude zu teil wird, ihm näher zu treten, der bewundert die ungeschwächte Frische und Elasticität seines Geistes.

Interessant war es mir, den Professor und Appellationsgerichtsrat Walch kennen zu lernen, den ich, als er Pro-

rektor war, in einer studentischen Angelegenheit als Vertreter meiner Verbindung zu besuchen veranlaßt war. Walch war der Gatte der bereits seit Jahren von ihm getrennt lebenden Minna Herzlieb, für die der bereits bejahrte, aber immer noch jugendlich fühlende Goethe sich lebhaft interessiert hatte, ein Gefühl, welches von der liebenswürdigen Minna, wie man sagt, erwidert wurde. Aus Fr. Frommanns interessanter Schrift über Minna Herzlieb geht aber bestimmt hervor, daß eine intimere Annäherung zwischen ihr und Goethe nicht stattgefunden hat, und von ihr ängstlich vermieden worden ist. Zum Erstaunen und Bedauern ihrer Freunde faßte sie den ganz unerwarteten Entschluß, die von ihr mehrfach zurückgewiesene und wiederholte Bewerbung des Professors Walch um ihre Hand anzunehmen. Welche inneren Kämpfe diesem Entschlusse vorausgegangen sein mögen, wußte niemand, gewiß aber ist, daß solche Kämpfe stattgehabt haben, und daß Minna nicht die geringste Zuneigung für Walch gefühlt hat. Die Ehe war denn auch eine höchst unglückliche. Die junge Frau wurde von Widerwillen gegen ihren Gatten mehr und mehr erfüllt und vermochte nicht länger mit ihm zusammen zu leben. Walch besaß allerdings nichts von den äußeren und inneren Eigenschaften, welche eine Frau zu fesseln vermögen. In der kleinen mageren Gestalt mit dem langen, faltigen Gesicht wohnte ein überaus trockenes, aber redliches Gemüt, und wenn er auch kein Liebe einzuflößen vermochte, so müssen doch noch ganz besondere Verhältnisse obgewaltet haben, welche, wenn sie je bekannt geworden wären, die tiefe, fast leidenschaftliche Abneigung Minnas gegen ihren Mann erklärt haben würden. Das weitere traurige Schicksal der liebenswürdigen Minna ist bekannt. Sie wurde gemütskrank und starb in hohem Alter in einer Irrenanstalt.

Durch Walch wäre ich einst beinahe in recht große Ver=

legenheit geraten. Nachdem ich meine Examina absolviert hatte, hielt ich mich ein halbes Jahr in Wien auf, um die klinischen Anstalten kennen zu lernen. An einem schönen Maientage spazierte ich im Prater auf dem breiten Promenadenwege, auf welchem sich eine Menge Spaziergänger bewegten. In der breiten Korsoallee neben diesem Wege fuhren in langsamem Schritte viele Hunderte, meist glänzende zwei- und vierspännige Equipagen in vierfacher Reihe. Da sah ich vor mir einen kleinen, ältlichen Herrn schreiten — mein Gott, das ist ja Walch! Meine Überraschung war nicht gering, denn im Jahre 1845 war die Entfernung zwischen Jena und Wien weit größer als jetzt, und es mochte als seltener Zufall gelten, einem jenaischen Professor im Wiener Prater zu begegnen. Um meiner Sache gewiß zu sein, beschleunigte ich meine Schritte und ging an dem Herrn vorbei, drehte mich dann um, und richtig! Es war kein anderer als Walch aus Jena! Zwar gingen ein paar elegant gekleidete Knaben von etwa 12 und 14 Jahren zu seinen beiden Seiten, aber das konnten ja die Söhne einer Walch befreundeten Wiener Familie sein. Jeder Zweifel verschwand, als Walch mir jetzt wieder näher kam, und schon hatte ich die Worte auf den Lippen: Herr Appellationsrat, ich freue mich u. s. w. und war im Begriffe, ihm die Hand entgegen zu strecken, als Walch und seine jungen Begleiter plötzlich Front gegen den Korso machten und mit tiefer Verbeugung den Hut zogen. Eine vierspännige Equipage fuhr langsam vorbei, in welcher ein kleiner Herr mit freundlichem rosigen Gesicht, angethan mit lichtgrauem Überrock und schwarzem Cylinder, saß. Es war der gute Kaiser Ferdinand, der mit Hutabziehen und eifrigen Handgrüßen Walchs Gruß erwiderte. Ich war ganz betroffen, denn ein so intimes Grußverhältnis zwischen Walch und der apostolischen Majestät konnte doch nicht bestehen. Auf mein Befragen erfuhr ich

von einem der Spaziergänger, daß der Herr, den ich für Walch gehalten, der Bruder des Kaisers, Erzherzog Franz Karl und die beiden Knaben seine Söhne, der jetzige Kaiser Franz Joseph und der nachmalige Kaiser von Mexico waren. Dieses Begegnis würde sich ohne Zweifel viel interessanter dargestellt haben, wenn ich die Begrüßung des Erzherzogs als wirklich stattgefunden und von dem in diesem Falle mir beschieden gewesenen glänzenden Fiasko hätte erzählen können. Wäre übrigens der wirkliche Walch dem Erzherzog auf der Praterpromenade begegnet, so würde jeder der beiden Herren vor seinem Doppelgänger erschrocken sein, so groß war ihre Ähnlichkeit.

Der jetzt zu Altenburg im wohlverdienten Ruhestand lebende Konzertmeister Stade war zu jener Zeit und noch lange nachher akademischer Musikdirektor in Jena. Er ist berühmt geworden durch seine reizende Komposition des Liedes „Auf den Bergen die Burgen ꝛc.“ Vor einigen Jahren traf ich mit dem vortrefflichen Manne auf einem Bahnhofe zusammen. Die Rede kam auf jene Komposition, und ich frug ihn, ob er sich nicht noch täglich an dem Bewußtsein freue, der Schöpfer jener schönen Tondichtung zu sein. — „Wenn Sie wüßten,“ erwiderte Stade, „in welcher Situation ich jenes Lied komponiert habe, so würden Sie mir über die poetische Eingebung keine Lobeserhebung spenden. Ich litt damals an einem hartnäckigen Rheumatismus des rechten Armes. Schon viele Mittel hatte ich vergebens gebraucht, da wurde mir geraten, den kranken Arm täglich eine Stunde lang in den Leib eines frisch geschlachteten Tieres zu stecken. Ich befolgte diesen Rat und ging mehrere Wochen jeden Morgen in das Schlachthaus zum Gebrauche jener Kur. Das war eine höchst langweilige und widerwärtige Geschichte! Eines Morgens saß ich auch so da, schon eine halbe Stunde lang, mit dem ganzen rechten Arm

im Leibe eines eben geschlachteten Hammels, und langweilte mich ganz fürchterlich. Da fielen mir auf einmal die Verse jenes Liedes ein und a tempo auch die Melodie dazu. Ich summte sie ein paarmal vor mich hin, zog dann den Arm aus dem Hammel und eilte nach Hause, wo ich die Melodie rasch auf's Papier warf. Von einem poetischen Schaffen ist da also nicht viel die Rede gewesen.“ Diesem Bekenntnis des bescheidenen Meisters ist beizufügen, daß Stade auch außerhalb des Schlachthauses viele ausgezeichnete Tonwerke geliefert hat.

Wir haben somit einiger der Männer gedacht, welche vor 50 Jahren die jenaischen Studenten mit geistiger Nahrung versahen. An sie möge sich die Erinnerung an einen Mann reihen, der für gutes Geld die materielle Speisung vieler Studenten besorgte. Dies war der Speisewirt Kaiser, eine originelle Persönlichkeit. Ich sagte: für gutes Geld — dies waren ganze vier Groschen für eine Mahlzeit. Es war aber auch danach! Die Ansprüche der damaligen Studenten waren jedoch einerseits sehr bescheiden, und andererseits lieferten die anderen Speisehäuser noch schlechtere Kost, und deshalb waren die beiden großen Speisezimmer Kaisers zur Mittagszeit immer voll besetzt. Abgesehen von der Einziehung der Gelder bekümmerte sich Kaiser wenig um seine Wirtschaft. Nur bisweilen erschien er, wie aus der Pistole geschossen, im Speisesaale, verabreichte dem ersten besten Kellner, dem er begegnete, eine schallende Ohrfeige, raffte dann von irgend einem Tische einen oder ein paar abgegessene Teller weg, setzte sie auf dem Anrichtetische ab, und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Er wollte damit zeigen, wie sehr er für gute Bedienung seiner Tischgäste besorgt war. Kaiser war als junger Bäckergesell mit der französischen Armee nach Ägypten gegangen. Als der grand Empereur einst in Jena war, was nach der Schlacht

von 1806 wiederholt geschah, erwirkte sich Kaiser unter Berufung auf seine Teilnahme an dem ägyptischen Feldzuge eine Audienz und bat den Kaiser, Patenstelle bei seinem, ihm soeben geborenen Söhnchen zu vertreten. Napoleon war sehr gnädig gegen ihn und gewährte seine Bitte. Der kleine Jenenser trug hiernach den stolzen Namen Napoleon Kaiser. Napoleon soll demselben als Patengeschenk ein Landgut verliehen haben, über welches er sich, wie über so vieles andere, die Disposition angemaßt hatte. Nach dem Sturze der Napoleonschen Herrschaft kam das Gut aber wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer.

Ging es in der ersten Etage beim Kaiserschen Mittagstische nichts weniger als lukullisch her, so wurden ganz andere Genüsse denen geboten, die sich in Kaisers Privatwohnung im Parterre des Hauses ein Frühstück auftragen ließen. Der Student gestattete sich diesen Luxus selten und nur dann, wenn der eben eingegangene Wechsel dem glücklichen Empfänger ein Rothschild-Bewußtsein eingeflößt hatte. So ein Frühstück bei Kaiser war wirklich nicht zu verachten, allerlei Delikatessen und feine Weine wurden aufgetragen, und Kaiser zeigte sich in seiner vollen Glorie als Küchen- und Kellergenie. Er ließ sich allerdings tüchtig bezahlen, dafür aber nahm er auch wackeren Anteil an der Vertilgung der aufgetragenen Weine und Speisen, selbstverständlich ohne dafür auch nur einen Groschen an der Rechnung zu kürzen. Der Student in seiner sorglosen Noblesse ließ sich das ohne Widerspruch gefallen, und wenn der Wein erst Feuer in Herz und Adern ergossen hatte, ergötzten sich die Gäste höchlich an Kaisers ungeheuren Radomontaden, die er mit feuriger Beredtsamkeit vortrug.

„Ja, meine Herren," begann er uns bei so einer Gelegenheit zu erzählen, „auch ich war mit bei den Pyramiden, die sich über tausend Fuß hoch mitten im Sande der Wüste

erheben. Unter dem Donner der Kanonen, beim Klange der Marseillaise und dem Allahrufen der Mamelucken habe ich so ruhig, als wäre ich in meinem Backhause zu Jena, Brot für die französische Armee gebacken. Aber einmal wurden die Franzosen zurückgedrängt, und ich befand mich plötzlich mit drei oder vier Gehilfen in der Gewalt von einem Haufen Mamelucken. Ein Kerl — ich sehe den Halunken mit seiner Habichtsnase noch vor mir! — setzte mir den krummen Säbel an die Kehle, und ich dachte schon: Na, Kaiser, jetzt ist's mit dir aus! Aber da fiel ihm ein anderer Kerl in den Arm und sagte: Was hilft uns der tote Christenhund? Wir wollen ihn lieber verkaufen. Und so geschah es. Am nächsten Tage wurde ich an einen Sklavenhändler für zwanzig „Goldkopeken" verschachert, in Ketten geschlossen, und nun ging's fort mit mir, weit ins Innere von Afrika. In einer großen Stadt wurde ich auf dem Sklavenmarkt mit wohl hundert Schwarzen zum Verkauf ausgestellt. Zu meinem Glücke kam die Königin des Landes mit großem Gefolge über den Markt gegangen, und als sie mich erblickte, gab sie sofort Befehl, mich zu kaufen. Die Ketten wurden mir sogleich abgenommen und ich in den königlichen Palast gebracht. Hier hatte ich es nun sehr gut; ich buk täglich Kuchen, und da die Königin ein Leckermaul war, kam ich immer mehr in Gunst bei ihr. Nach einigen Wochen sagte sie zu mir: Kaiser, du bist zu etwas Besserem geboren als zum Bäcker. Ich nehme dich in meine Leibgarde auf. Hier hast du das Patent als Rittmeister! Nun war ich freilich ein gemachter Mann, aber ich sehnte mich doch, wieder nach Haus, nach Jena zu kommen. Ich hatte als Rittmeister eine prachtvolle Uniform, und ich merkte recht wohl, wie sehr ich der Königin darin gefiel. Als ich ihr eines Tages Rapport abstattete, unterbrach sie mich und sagte: Kaiser, laß das sein, ich habe etwas Wichtigeres mit dir zu sprechen. Ich bin entschlossen,

dir meine Hand zu reichen, du sollst mein Gemahl und König dieses Landes werden. Halten Sie zu Gnaden, Majestät! erwiderte ich. Das kann nicht sein! Sie sind schwarz, und ich bin weiß; Sie sind Königin, und ich bin Bäcker, wenn ich auch zur Zeit Euer Majestät Rittmeister bin. Wo bliebe da die Harmonie? Wenn Sie mir Ihre Huld beweisen wollen, so gestatten Sie mir, nach Jena zurückzukehren. Die Sehnsucht nach der Heimat ist mein einziger Gedanke. — Na, was wollte sie nun machen? Ein gutes Herz hatte sie. Mit der einen Hand wischte sie die Thränen ab, und die andere reichte sie mir mit den Worten: Kaiser, das macht mir großen Schmerz, aber ich begreife deine Sehnsucht, und es würde mir wohl ebenso gehen, wenn ich in Jena wäre. Du sollst aber nicht fortgehen, ohne Beweise meiner Gnade mitzunehmen. Und richtig, als ich abreiste, gab sie mir zwölf Elefanten mit, die alle mit Goldstaub, Perlen und Edelsteinen beladen waren. Hätte ich das alles mit heimgebracht, ich wäre der reichste Mann von Europa gewesen. Aber schon im nächsten afrikanischen Lande, durch welches meine Reise ging, merkte ich, daß das Reisen in Afrika ein schlechtes Geschäft ist. Der Bey von jenem Lande nahm mir als Tribut einen meiner Elefanten ab, und so machte es jeder der verfluchten Beys, durch deren Länder ich kam. Als ich endlich nach Algier gelangte, besaß ich nur noch einen einzigen lumpigen Elefanten. Das, was er trug, war freilich soviel wert, daß ich mir dafür ein Fürstentum hätte kaufen können. Mit diesem meinem letzten Elefanten schiffte ich mich in Algier ein. Zu meinem Unglück scheiterte das Schiff an der englischen Küste; Mann und Maus und Elefant ertranken, und ich rettete nur mein Leben und das Bischen Geschmeide, das ich in einem Gürtel um den Leib trug."

Verschiedene Heiterkeitsexplosionen unterbrachen Kaisers Erzählung, und beim Schluß klapperten die Champagner-

gläser zusammen, und wir tranken auf das Wohl der hoffentlich noch regierenden Königin in Afrika. „Meine Herren," sagte Kaiser, das geleerte Glas niedersetzend, „trinken Sie dieses Säftchen mit Verstand! Es ist großherzoglicher Champagner!" Wir machten uns auf eine neue Radomontade gefaßt, aber was Kaiser nun zum Besten gab, war nur zum Teil Flunkerei, und was ich zufällig später aus zuverlässiger Quelle über den großherzoglichen Champagner erfuhr, war folgendes:

Kaiser wurde, wie sich denken läßt, sehr viel von Weinreisenden heimgesucht, die er sich, oft in sehr drastischer Weise, vom Leibe zu halten wußte, da er seine bestimmten Bezugsquellen hatte. Einst stellte sich ein Champagnerreisender bei ihm ein, der zwar sofort eine kurze Abfertigung erhielt, aber eine so bezwingende Beredsamkeit entwickelte, daß Kaiser erweicht wurde und sagte: „Einmal will ich einen Versuch mit Ihnen machen. In vierzehn Tagen ist bei mir ein Professorenessen, dazu kann ich noch etwas Champagner brauchen. Können Sie mir bis dahin ein Dutzend Flaschen liefern?" „O gewiß," erwiderte sehr erfreut der Reisende, „ich schreibe sofort an mein Haus, und vor Ablauf der vierzehn Tage haben Sie den Wein." — „Gut," sagte Kaiser, „aber das sage ich Ihnen, kömmt der Wein auch nur einen Tag später, so geht er ohne weiteres retour!"

Nun ereignete es sich einige Tage hierauf, daß der Großherzog Karl Friedrich, wie das öfter geschah, auf einen halben Tag nach Jena kam. Der genannte hohe Herr aß gern Mohnkuchen, und Kaiser hatte schon mehrmals bei Anwesenheit des Großherzogs seiner loyalen Gesinnung dadurch Ausdruck gegeben, daß er schleunigst einen Mohnkuchen buk und ihn dem Großherzog überbrachte. So geschah es auch diesmal. Einige Tage darauf sagte der Großherzog zu seinem Hofmarschall: „Schon oft, wenn ich in Jena war,

ist der Bäcker Kaiser so artig gewesen, mir einen sehr delikaten Mohnkuchen zu bringen. Ich möchte dem Manne für seine Artigkeit in irgend einer Weise eine Anerkennung geben. Wie denken Sie, lieber Spiegel, daß dies passend geschehen könnte?" — „Vielleicht geruhen Königliche Hoheit zu befehlen," erwiderte Spiegel, „daß an Kaiser ein Dutzend Flaschen Champagner geschickt werde." — „Ja, das ist recht," entschied der Großherzog, „sorgen Sie dafür, daß es geschieht."

Der Tag des Professorenschmauses kam heran, aber der bestellte Champagner war ausgeblieben.

Am Tage darauf langte bei Kaiser eine Kiste an, die laut Frachtbrief zwölf Flaschen Champagner enthielt. „Ja warte, du Windbeutel," rief Kaiser zornig aus. „Jetzt magst du deinen Champagner selber trinken." Ohne den Frachtbrief näher anzusehen, schrieb Kaiser mit großen, dicken Zügen darauf: Wird nicht angenommen, weil zu spät kömmt!! Die Sendung ging retour. Der Frachtbrief enthielt aber unter der Rubrik „Name des Absenders" die Worte: Auf höchsten Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs aus der Hofkellerei zu Weimar. In seinem Zorne hatte Kaiser diese Notiz ganz übersehen.

In Weimar war man über diese barsche Zurückweisung des großherzoglichen Geschenkes höchlich erstaunt, und der Hofmarschall ließ Kaisern brieflich auffordern, sich zu verantworten. Als Kaiser seinen schrecklichen Irrtum erkannte, schlug er die Hände überm Kopf zusammen und jammerte: „O, ich unglücklicher Esel! Meinen gnädigsten Großherzog habe ich beleidigt!" Sprach's und warf sich schleunig in seinen Frack und einen Wagen, fuhr nach Weimar und gab dort die zu allseitiger Erheiterung dienende Erklärung seines unehrerbietigen Benehmens. Getröstet kehrte er mit der vor ihm im Wagen stehenden Champagnerkiste nach Jena zurück.



Siebzehntes Kapitel.

Es ist eine eigene Sache um das Heimatsgefühl. Mit großer Liebe hänge ich an meiner Vaterstadt, und als nach viele Jahre langer Trennung von ihr die ersehnte Zeit herankam, daß ich wieder innerhalb der alten lieben Mauern wohnen konnte, da sollte ich eine arge Täuschung erfahren. Da waren sie noch die alten Plätze und Straßen; der Schloßturm, in welchem ich von Kindheit auf das non plus ultra aller Turmschönheit zu erblicken und zu bewundern gewohnt war, erhob noch, wie vordem, sein grünes Haupt über die zu seinen Füßen liegende „Bastille“ in die Lüfte. Auch der heimatlich traute Ton der Glocken, von der hellen Stimme der kleinen Glocke des Stadtkirchturms bis hinab in die Tiefe der mächtig sonoren großen Glocke des Schloßturms war noch derselbe, wie vor fünfzig Jahren. Und doch konnte ich mich nicht so recht heimisch fühlen. Ach, es fehlten ja die alten lieben Gesichter, die ich vergeblich unter den Gestalten suchte, die mir in den Straßen begegneten. Was wollen nur die vielen fremden Leute in meinem alten Weimar? Und wo sind sie nur alle hin, die mir vertrauten und treu in der Erinnerung behaltenen Gesichter? Ich sollte es bald erfahren.

An einem schönen Maimorgen führte mich ein Spaziergang am Gottesacker vorbei — nein, nicht vorbei, denn ich trat hinein und durchwandelte die Gänge des einem üppig grünenden und blühenden Garten gleichenden Totenfeldes. Hier fand ich sie wieder, die vergeblich im lebenden Weimar gesuchten Bekannten. Von den weißen und grauen, zum Teil schon verwitternden Grabsteinen begrüßten mich die Namen einer großen Gesellschaft, in der ich mich heimisch fühlte, zum erstenmal, seit ich wieder in Weimar war. Freilich, es sind fast zwei Menschenalter vergangen, zwei Generationen haben gewechselt, nachdem ich das geliebte Heimatsnest verlassen. Was zwischen heute und damals war — hier liegt es! — Schlaft wohl! Ich komme bald nach! —

Aber auch jene charakteristischen Straßenfiguren, an denen das alte Weimar so reich war, der dicke Regimentstambour, der lange fadenförmige Schreiber F. mit seiner Braut, der hochaufgeputzten Zwergin Fräulein K., der kleine Buckel-Ernst im langen grauen Flausrock, unter dessen Schößen er sein Fleischtöpfchen verborgen hielt, der wackere, Pauken tragende Kapelldiener Blumenstein, der Tanzmeister L. und andere, denen auf der Straße zu begegnen mir als Knaben immer Vergnügen bereitet hatte, und wahrlich nicht minder die mich mit angenehmem Gruseln erfüllenden Schauergestalten des Rattenfressers Neumann und der alten, stets betrunkenen Kramern — auch sie fehlten mir, denn sie waren nach meiner aus der Knabenzeit gebliebenen Vorstellung wesentliche Bestandteile von Weimar.

Fast jede Stadt, die kleinen Städte so gut wie die großen — hat ihre Originale aufzuweisen, solche, denen dieser Name mit Recht zukommt, und solche, die es eigentlich nicht sind und füglich zu einer anderen Kategorie gehören. Zu den ersten sind diejenigen Personen zu zählen,

die sich konsequent durch gewisse, von der Art und Weise ihrer Mitbürger abweichende und deshalb auffällige Eigentümlichkeiten auszeichnen, mögen dieselben nun in der äußeren Erscheinung oder im Charakter oder in der Lebensführung liegen. Diese Eigentümlichkeiten bewegen sich in unzähligen Variationen zwischen den beiden Extremen des Erhabenen und Lächerlichen. Während die Originale sich von ihrer Umgebung differenzieren, ist es im Gegenteil das Wesen der zweiten Kategorie, der uneigentlichen Originale, daß in ihnen das gesteigerte Abbild der Lebensformen, in welchen sie aufgewachsen sind, zur Erscheinung kommt. Man nennt sie also mit Unrecht Originale. Selbstverständlich finden sich nicht alle Eigentümlichkeiten in einem einzelnen Individuum potenziert wieder, sondern mehrere dieser mit Unrecht sogenannten Originale, die richtiger als Typen zu bezeichnen sind, teilen sich hinein. Beispiele von echten Originalen sind der tolle Hagen und der Professor Beyreis in Goethes Wahrheit und Dichtung. Auch Goethes Mutter war ein Original der besten Art. Prächtige Beispiele von Lokaltypen dagegen hat uns Reuter in den beiden Inspektoren Bräsig und Habermann vorgeführt. In ihnen finden wir die Eigentümlichkeiten der Lebenssphäre eines Mecklenburger „Ökonomikers“ in scharfer Ausprägung, bei jedem von beiden aber in sehr verschiedener Richtung.

Von den zu diesen Kategorieen gehörigen Persönlichkeiten, an denen in Weimar kein Mangel war, seien einige hier vorgeführt. Zuerst der herzogliche Kammerdiener Beinitz, den ich, da er lange vor meiner Geburt starb, nicht gekannt habe, von dem mir aber mein Vater erzählt hat. Beinitz war eine in Weimar allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit. Einige seiner Erlebnisse, welche ihn kennzeichnen, sind wohl wert, der Vergessenheit entzogen zu werden.

Paris war in der Glanzepoche des ersten französischen

Kaiserreichs mehr als je vorher und nachher der sonnengleiche Mittelpunkt Europas, welcher nach allen Richtungen seine Strahlen sendete und wie ein ungeheurer Magnet die Blicke und Wünsche der Menschen auf sich zog. Beinitz, ein Mann, der leidlich viel Bildung und sehr viel Phantasie besaß, gehörte zu denen, die der mächtige Magnet mit der größten Sehnsucht erfüllte, das glänzende Weltcentrum einmal mit eigenen Augen sehen zu dürfen. Wohl war schon einigemal die eine und andere hohe Person des weimarischen Hofes nach dem kaiserlichen Paris gereist, aber an den guten Beinitz war die Reihe, mitgenommen zu werden, zufällig nicht gekommen. „Da haben sie mich nun wieder einmal sitzen lassen!" jammerte er dann einem nach dem andern von seinen zahlreichen Freunden vor.

Da geschah es in jenen Tagen, wo es sich oft im Handumdrehen um die Existenz einer Souveränität handelte, daß der Legationssekretär Weiland den Auftrag erhielt, sofort nach Paris zu reisen, um wichtige Depeschen an die weimarische Gesandtschaft zu bringen. Eine Reise von Weimar nach Paris war damals keine Kleinigkeit. Sie dauerte wenigstens sechs bis sieben Tage, auch wenn man mit Kurierpferden Tag und Nacht reiste. — Während Weiland eilig seine Reisevorbereitung traf, sprach er gegen einen Freund sein Unbehagen aus, die weite und beschwerliche Reise allein machen zu müssen. „Ei," sprach jener „da weiß ich Rat für Sie! Nehmen Sie doch Beinitz mit. Das ist ja ein ganz amüsanter Reisebegleiter, der Ihnen zugleich die Dienste eines Reisemarschalls leisten wird. Der gute Mann kennt ja keinen größeren Wunsch, als einmal nach Paris zu kommen." Weiland stimmte zu, und der Freund eilte zu Beinitz und brachte ihm die große Nachricht, daß er mit dem Legationssekretär sofort nach Paris reisen könne. Die Freude machte den guten Beinitz erst sprachlos, dann aber

rannte er kichernd und sich die Hände reibend im Zimmer umher, blieb dann stehen, warf sich dem Bringer der glückseligen Botschaft an die Brust und rief aus: „Nach Paris! nach Paris!" — „Nehmen Sie Ihre fünf Sinne zusammen, Beinitz! Suchen Sie sich schleunig beim Hofmarschall Urlaub zu verschaffen und packen Sie dann Ihren Mantelsack. Wenn Sie nicht in zwei Stunden beim Legationssekretär sind, ist dieser abgereist und Sie bleiben in Weimar. — Pünktlich nach zwei Stunden fand sich der glückliche Beinitz bei Weiland ein, vor dessen Hause bereits der mit Extrapostpferden bespannte Reisewagen stand.

Die reichlich sechstägige Fahrt nach Paris auf größtenteils schlechten Wegen war gerade kein Genuß. Müde und zerschlagen kamen die beiden Reisenden kurz vor Mitternacht in Paris an und fuhren durch die in nächtlichem Schweigen liegenden, durch Öllaternen sparsam beleuchteten Straßen nach ihrem Hotel. Beinitz beeilte sich zu Bett zu kommen, mit der Absicht, bei Tagesanbruch aufzustehen und sich in die Pariser Herrlichkeit zu stürzen. Weiland aber machte sich sofort mit seinen Depeschen auf den Weg zur nahen weimarischen Gesandtschaft.

Beinitz lag in tiefem erquickenden Schlaf, aus dem ihn der an seinem Bette stehende Weiland durch Rufen und Rütteln kaum zu erwecken vermochte. Der erste Gedanke, der ihm zum Bewußtsein kam, war der: Ich bin in Paris! Aber welcher Schreck durchfuhr den Ärmsten, als Weiland sprach: „Stehen Sie sofort auf und kleiden Sie sich an. Wir müssen wieder abreisen. Ich habe vom Gesandten dringende Depeschen erhalten, mit denen ich noch in dieser Nacht nach Weimar zurückreisen muß. Der Wagen wird sogleich vorfahren." Vom nahen Turm von St. Eustache brummte in melancholischem Baß die zweite Stunde. — „Mein Gott, ist es denn möglich?" jammerte Beinitz laut —

„erst zwei Stunden nachtschlafender Zeit in Paris, und schon wieder fort! Das wäre ja ganz schrecklich!“ — „Mir ist's auch unangenehm genug,“ sagte Weiland, „aber der Dienst befiehlt es unabänderlich. Übrigens steht es ja in Ihrem Belieben, soweit Ihr Urlaub reicht, in Paris zu bleiben und dann, freilich auf Ihre Kosten, nach Weimar zurückzureisen.“ — „Auf meine Kosten!“ — „Freilich!“ — „Aber woher soll ich das viele Geld nehmen, das die teuere Reise kostet? Nein, das ist unmöglich!“

Sechs Tage darauf war Beinitz wieder zu Haus. Noch zwei volle Tage seines Urlaubs benutzte er, um sich im Bette von den erduldeten Strapazen zu erholen. Sobald er sich wieder unter seinen Bekannten sehen ließ, merkte er wohl, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Von allen Seiten wurde er mit Fragen bestürmt. „Ist es wahr, Beinitz, daß Sie ganze zwei Stunden in Paris waren? Wie hat es Ihnen dort gefallen? Sie haben doch hoffentlich Ihre Zeit gut angewendet, um alle Sehenswürdigkeiten zu besuchen? Was hat der Kaiser Napoleon gesagt, als er Sie sah?“ u. s. w. Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit ließ Beinitz dergleichen Neckereien über sich ergehen. „Von Paris habe ich freilich soviel wie nichts gesehen,“ erwiderte er harmlos, „denn ich habe da nur zwei Stunden geschlafen. Aber Frankreich, meine Herren, das habe ich auf unserer Durchreise, hin und zurück, so ziemlich gründlich kennen gelernt. Das ist Sie ein merkwürdiges Land! Aber über was ich mich dort am meisten gewundert habe, das sind die gescheidten Kinder. Denken Sie nur, wenn die Rackerchen drei oder vier Jahre alt sind, so plappern sie schon französisch wie geschmiert.“

Die Napoleonische Ära brachte für Beinitz noch ein anderes Abenteuer, welches leicht weit unangenehmer hätte ausfallen können, als die Pariser Reise. Es war in den

Tagen des großen Fürstenkongresses zu Erfurt, im September 1808, als außer dem Kaiser von Rußland sich vier Könige und vierunddreißig Fürsten mit einem reichen Gefolge von Prinzen, Staatsmännern und anderen hohen Personen huldigend um den Kaiser Napoleon versammelten. Dieser bewohnte das jetzige Regierungsgebäude in der Regierungsstraße, das zum „kaiserlichen Palast" erhoben worden war. Dicht neben demselben, nur durch ein drei Fuß breites Sackgäßchen von dem Palast getrennt, befand und befindet sich noch das sogenannte Geleitshaus, welches weimarisches Staatseigentum war. In früheren Zeiten hausten darin einige weimarische Beamte, welche den die große Heerstraße zwischen Weimar und Erfurt befahrenden Kaufleuten und anderen Reisenden zu ihrer Sicherheit das „Geleite" gegen eine Abgabe erteilten. Während des Erfurter Fürstentages wohnte in diesem Hause der Herzog Karl August mit seinem Gefolge. Zu letzterem gehörte der Kammerdiener Beinitz, den diesmal zu seiner großen Freude das Los getroffen hatte, mitgenommen zu werden. Er bewohnte hoch oben ein Giebelstübchen, dessen Fenster sich nach dem erwähnten Gäßchen öffnete. In einer der ersten Nächte entstand für Beinitz die Notwendigkeit, eine gewisse einhenkelige Porzellanvase ihres übervollen Inhaltes zu entleeren. Da er während des Tages bemerkt hatte, daß das Gäßchen ein Sackgäßchen war und von niemand betreten wurde, öffnete er das Fenster und goß sorglos den Inhalt jenes Gefäßes in das Gäßchen hinab. Aber entsetzt fuhr er zurück und schloß eilig sein Fensterlein, denn halblaut, aber wütend ausgestoßene französische Flüche schallten zu ihm herauf. Der Unglückliche! Er wußte nicht, wie gut sich der Kaiser Napoleon bewachen ließ. Außer den beiden ständigen Wachtposten am Haupteingange des Palastes waren des Nachts rings um den Palast herum Grenadiere von der Kaisergarde

als Wachen aufgestellt, und so auch zwei in dem Gäßchen zwischen dem Geleitshause und dem Palaste. Und auf diese zwei Grenadiere hatte sich die schlimme Flut ergossen, ihre Bärenmützen und Uniformen übel zurichtend. Der Vorfall erregte nicht nur unter den Kameraden der begossenen Grenadiere, sondern auch im kaiserlichen Palaste Aufsehen und heftigen Unwillen, ja er kam sogar zur Kenntnis des Kaisers. Man wußte hier recht wohl, daß der Herzog von Weimar nur widerwillig dem Rheinbunde, dessen Protektor oder vielmehr unumschränkter Herr Napoleon war, sich mit seinem Lande angeschlossen hatte; man hatte ihn stark im Verdacht, daß er im stillen der Napoleonischen Macht und Herrlichkeit durchaus nicht hold war und daß er wohl auch jetzt in den Strahlen der kaiserlichen Sonne nicht mit Behagen verweilte. Der Schimpf, den einer seiner Diener, wenn auch selbstverständlich ohne Wissen der Herzogs, der kaiserlichen Uniform angethan hatte, mußte auf das schärfste geahndet werden. Schon am frühen Morgen gelangte an den Herzog eine mit sehr geringer Courtoisie verfaßte Mitteilung von seiten des kaiserlichen Palastpräfekten Beausset, in welcher auf sofortige Ermittelung des Übelthäters und auf dessen Auslieferung an die französische Behörde gedrungen wurde. Es war nicht schwer, Beinitz als den Schuldigen zu entdecken. Derselbe schwebte mehrere Tage in der größten Todesangst, denn er glaubte bestimmt, erschossen zu werden. Auf weimarischer Seite bemühte man sich aufs äußerste, den Vorfall als eine unvorsichtige Handlung, der jede beleidigende Absicht fern gelegen, darzustellen, was ja auch der Wahrheit entsprach. Aber die Entschuldigungen fanden bei den Franzosen kein williges Gehör und eine Menge Verhandlungen wurden geführt, und zwar von seiten der kaiserlichen Beamten in sehr scharfem, Unheil verheißenden Tone. Da begab sich der Herzog Karl August zum Großmarschall

des Palastes Duroc, Herzog von Friaul, und bat ihn um seine Vermittelung. Duroc war ein edler, gerecht und milde denkender Mann, der von seinem großen Einflusse auf den ihm sehr zugethanen Kaiser so oft schon den besten Gebrauch gemacht hatte. Er sagte seine wohlwollende Vermittelung zu, und die Sache wurde auf kaiserlichen Befehl beigelegt. Beinitz aber wurde nach Weimar zurückgeschickt, um fern von Madrid über seinen unbesonnenen Streich nachzudenken. Die beiden Grenadiere erhielten aus dem Geleitshause eine goldene Entschädigung, die so reichlich war, daß sie für beide zu den Kosten eines Vollbades aus echter Eau de Cologne hingereicht haben würde, wenn die Herren von der alten Garde nicht andere Verwendung vorgezogen hätten.

Als Gegenstück zu dem fügsamen, stets freundlichen und etwas ängstlichen Kammerdiener Beinitz eignet sich vermöge des entschiedenen Kontrastes ein anderes weimarisches Stadtkind aus der Klasse der angesessenen und eingeborenen Bürgerschaft. Das ist der seiner Zeit in Weimar sehr bekannte Bäckermeister Christian Rückolt, gemeinhin nur Christel genannt. Dieser Mann zeichnete sich durch sein biderbes, oft auch grobmassives Auftreten aus, welches er gern mit einem gewissen Naturwitz, dem freilich alle feineren Nuancen abgingen, verbrämte. Als 1830 die Pariser Julirevolution einige Bewegung in den stagnierenden Sumpf des politischen Lebens in Deutschland brachte, gab es in den höheren Ständen nicht wenige Angstmeier, welche sich „nach unten“ beliebt zu machen suchten, aber man ging hierin nicht weiter nach unten, als bis zum eigentlichen Bürgerstand. Das Proletariat war damals noch eine unentdeckte Macht, mit der man nicht zu rechnen hatte; seine Bedeutung machte sich erst achtzehn Jahre später bemerkbar. Christel Rückoldt, als einer der nicht am wenigsten lauten Stimmführer der Bürgerschaft, wurde von verschiedenen vornehmen

Herren in auffallender Weise kajoliert, so namentlich auch vom Herrn — wir wollen ihn aus guten Gründen nicht bei seinem wahren Namen, sondern Müller oder Schulze nennen. Nun gab die Bürgerschützengesellschaft, wie alljährlich, so auch 1830 im Stadthause einen großen Ball, zu welchem die Spitzen der Behörden, wie gewohnt, eingeladen wurden. Dieselben fanden sich diesmal besonders vollzählig ein, und kurz vor Beginn des Balles standen sechs oder sieben von ihnen in der Nähe des Einganges im Saale beisammen. Da öffnete sich die Thür, und herein schritt die breitschulterige, herkulische Gestalt Christian Rückoldts, fein angethan mit schwarzem Frack, weißer Binde und Weste, den glänzenden Cylinder in der Hand. Als er an den Herren Räten vorbeikam, machte er ihnen eine höfliche Verbeugung und wollte weiter gehen. Aber der oben erwähnte Herr Landesdirektionsrat streckte ihm seine biedere Rechte entgegen mit den Worten: „Na, Christel, geben Sie mir eine Patschhand!" Christel trat heran und legte mit nochmaliger Verbeugung seine Hand in die Schulzes. Dieser wiegte Christels Hand, welche in der That ungeheuerliche Dimensionen aufwies, in der seinigen und sagte zu seinen Kollegen: „Sehen Sie einmal, meine Herren, dieses Händchen! Von dem möchte ich wahrlich keine Ohrfeige haben!" Zutraulich klopfte Christel mit der soeben bewunderten Hand den Rat auf die Schulter und sagte in seinem weimarischen Dialekt: „Sein Sie ganz ruhig, Herr Rat, solange Sie kee Flegel sin, ham' Sie von där Hand nischt zu beferchten!" Und ruhig ging er seines Weges im Saale weiter. Müller-Schulze aber wurde reichlich ausgelacht und mußte sich noch lange mit Anspielungen auf Christels Händchen necken lassen.

Christian Rückoldt hatte eines Tages an einen anderen Bürger ein Pferd verkauft. Nach einigen Tagen kam der Käufer zu ihm und sagte: „Du, Christel, unser Handel gilt

nicht, du giebst mir mein Geld zurück, und ich bringe dir deinen Gaul wieder. Das Luder ist ja dumm!" — „No, was hast du mir denn für das Pferd bezahlt?" frug Christian. — „Das wirst du doch wohl noch wissen! Fufzn Thaler!" antwortete jener. „Na, vor fufzn Thaler kannste doch kenen Schiller un Goethe verlange!" war Christians Bescheid. Er mußte aber doch den dummen Gaul zurücknehmen, weil Dummheit eine Krankheit ist, für die der Verkäufer eines Pferdes zu haften hat. Die Bauern, welche gewöhnlich anderer Kopfarbeit, als der ihrer Zugochsen, wenig Achtung bezeigen, pflegen von der sogenannten Dummheit eines Gauls den malitiösen Ausdruck zu brauchen: Er hat studiert.

Man bemerke in sprachlicher Beziehung, daß Rückoldt nicht, wie es eigentlich hätte heißen sollen: „Keinen Schiller oder Goethe" sagte, sondern: „Keinen Schiller und Goethe". Die beiden großen Dichter, welche der Weimeraner als sein specielles Eigentum zu betrachten pflegt, gelten ihm als unzertrennlich, gewissermaßen als eine Person. Fast nie nennt der autochthone Weimeraner den einen ohne den anderen. Er findet es daher von seinem Standpunkte aus auch ganz in der Ordnung, daß das bekannte Denkmal auf dem Theaterplatze die beiden Dichter vereint darstellt. Nebenbei beachte man auch, daß es fast nie heißt Goethe und Schiller, sondern immer Schiller und Goethe. Man würde irre gehen, wenn man hieraus eine höhere Schätzung Schillers, und daher seine Nennung primo loco, folgern wollte. Es ist lediglich das Gefühl des Volkes für die geläufigere Aussprache zweier viel zusammen genannter Namen, welches hier entscheidet. In Goethe und Schiller würde das e mit darauf folgendem u einen lästigen Hiatus geben. Ebenso verhält es sich mit Müller und Schulze (nie hört man Schulze und Müller), ferner mit Feder und Tinte u. a.

So oft nun auch, namentlich in Weimar, unser glorreiches Dichterpaar genannt wird, so ist doch leider nicht zu verkennen, daß die geistige Bedeutung der beiden Dichter durch die Kenntnis ihrer Werke in den unteren Schichten des Volkes nicht gar häufig ihre Würdigung findet. Ich war einmal Zeuge eines Gespräches, welches zwei dem Anscheine nach wohlhabende Landleute aus der Umgegend von Weimar führten, während sie das kurz vorher enthüllte Rietschelsche Doppelstandbild auf dem Theaterplatze betrachteten. „Also, das soll Schiller und Goethe sei?" sprach der eine, „wer waren denn die eegentlich?" — „'s waren zwee Schreiber," belehrte ihn der andere. — „No, un was is'n das vor'ne Sache mit den Kranze da?" — „Gucke, Geethe will den Kranz los sei un saht vor Schillern: dä, nimm du'n. Schiller aber saht: nischt! ich kann das Ding nich gebrauche, behalt du's selber." — Was würde wohl Rietschel zu dieser Interpretation seiner künstlerischen Idee gesagt haben?

Und da wir einmal auf dem Theaterplatze sind, steigt in meiner Erinnerung das Bild eines Mannes auf, der unzähligemale mit Anstand und Würde in Erfüllung seiner Amtspflichten über diesen Platz nach dem Theater schritt; eines Mannes, der Schillers Gebot: „Es sei jeder vollendet in sich" stets vor Augen zu haben schien. Dies war der Hofkapelldiener Blumenstein, dem mannigfache Dienstverrichtungen oblagen. Er hatte die Musiker zu den Opernproben zu bestellen, er verteilte vor der Vorstellung die Noten auf die Pulte, er schraubte die über jedem Notenpulte brennenden Lampen gehörig auf oder nieder, rückte die Stühle der Hofmusiker zurecht u. s. w. Aber von allen seinen Geschäften schien ihn keines so sehr mit der Wichtigkeit seines Amtes zu erfüllen, als das Tragen der Pauken. Blumenstein trug zu jeder Probe und zu jeder Vorstellung die der

Kapelle gehörigen Pauken in das Theater und nach Beendigung jener wieder zurück nach seiner Wohnung in den dem Theater gegenüber liegenden sogenannten Zeughof, wo sie in der Instrumentenkammer verwahrt wurden. Es war keine Kleinigkeit, die großen runden Dinger, unter jedem Arme eine Pauke, über den Platz zu tragen, aber Blumenstein entledigte sich dieses Geschäftes mit vollendeter Virtuosität, und darauf war er stolz, er wußte, daß es ihm hierin keiner nachthat. Ich habe mehrmals gesehen, wie der große schlanke Mann im langen blauen Dienstrocke mit den silbernen Wappenknöpfen, die geliebten Pauken tragend, leichten und sicheren Fußes über den Theaterplatz schritt. Eines Tages aber lag Blumenstein krank auf seinem Kanapee, und ein anderer Theaterdiener mußte für ihn eintreten und die Pauken ins Theater tragen. Mühsam schleppte sich der Kranke an das Fenster und sah mit geringschätzigen Blicken seinem Stellvertreter nach, wie er die Pauken über den Platz trug. Mißbilligend wiegte er sein Haupt und sprach: „Ja, ja! 's heeßt eben alles die Pauken getragen!“ Dies wurde zu einem weimarischen geflügelten Worte, ist jetzt aber wohl längst vergessen [1]).

Wenn Christian Rückoldts Humor sich lediglich im Gebiete der derben Komik bewegte, so war dagegen eine andere populäre Persönlichkeit mit einer reichlichen Dosis wirklichen Witzes von der Natur begabt worden. Dies war der Kauf-

[1]) Zu meiner Überraschung finde ich soeben, mehrere Monate nach der Niederschrift des Obigen, auf S. 33 der 3. Aufl. von Ludw. Richters Selbstbiographie folgende Stelle: „Ihr Liebling war der alte Schumann, wohlbestallter Noten-, Pauken- und Baßgeigenträger beim Stadtpfeifer in Dresden. Er ließ seine Verdienste um das rechte Instrumententragen auch nicht unbeleuchtet und pflegte zu sagen: Es heißt alles Pauken getragen, aber wie? Wer war nun wohl der eigentliche Urheber jenes geflügelten Wortes? Blumenstein und Schumann trugen ihre Pauken zu etwa gleicher Zeit.

mann Horny, dessen Witzworte häufig die Stadt durchliefen. Mir ist nur eines davon im Gedächtnisse geblieben. Horny war Mitglied einer in Belvedere bei Weimar an bestimmten Tagen zusammenkommenden Kegelgesellschaft, die seit vielen Jahren und noch heute besteht. In dieser Gesellschaft ging es von jeher sehr gemütlich und heiter zu, wozu der stets zu Scherzen aufgelegte Horny nicht wenig beitrug. Ein anderes Mitglied war der Bürgerschullehrer Peter. Dieser hatte einst eine Ferienreise nach München gemacht. Er hatte ein Empfehlungsschreiben mit dahin gebracht, in welchem er als wohlangesehener tüchtiger Lehrer bezeichnet war. Da man nun in München von der Volksschule in dem berühmten Weimar eine große Vorstellung hatte, war jener Empfehlungsbrief von überraschend großer Wirkung gewesen, und Peter weit über seine Erwartung honoriert worden. Das hatte ihm sehr gut geschmeckt, und ebenso gut das vortreffliche Münchener Bier. Peter richtete von da an seine Ferienreise jedes Jahr nach München, und seine Freunde wußten, daß München sein Eldorado war. Eines Tages, kurz vor dem Beginne der Schulferien, waren Horny und Peter in fröhlicher Gesellschaft auf der Kegelbahn, beide auf derselben Partei. Eine äußerst interessante Partie nahte ihrem Ende, und der Sieg hing davon ab, daß ein einzelner Kegel getroffen wurde. Horny, ein guter Schütz, wollte den Kegel holen, aber Peter drängte sich vor, schoß und seine beiden Kugeln gingen fehl. Ärgerlich schob ihn Horny, eine Kugel erfassend, beiseite mit den Worten: „Geh weg, Peter! Mach', daß du nach München kommst, Schwanthaler braucht ein Modell zu einem Täppsch!"

Aus meinen Knabenjahren erinnere ich mich noch eines Mannes, dessen von seinen Bekannten gewöhnlich mit einer gewissen Heiterkeit gedacht wurde. Er war der Prototypus eines Gutschmeckers und als solcher in weiten Kreisen bekannt.

Wenn er selbst oder andere von irgend einem leckeren Gerichte sprachen, so lief ihm sofort das Wasser im Munde zusammen, so daß er unwillkürliche Kaubewegungen machen mußte. Schon als achtjähriger Knabe hatte er eine drastische Probe von seiner Liebhaberei für Wohlgeschmack abgelegt. Rudolf, dies war sein Name, oder Rudchen, wie er gewöhnlich genannt wurde, befand sich eines Tages in der Hausflur der elterlichen Wohnung, als das Dienstmädchen die Treppe herabkam, in den Händen eine irdene Form tragend, in welcher sich die noch flüssigen Ingredientien einer Torte befanden, die der benachbarte Bäcker gar backen sollte. Auf der untersten Stufe glitt das Mädchen aus, die Form entfiel ihren Händen, und der Inhalt ergoß sich über die steinernen Platten der Hausflur. Sofort kauerte Rudchen bei der gelben Flut nieder, und führte mit dem emsig eingetauchten Finger den süßen Creme in den Mund. Dieses Nippen ging ihm aber doch zu langsam, deshalb legte er sich seiner ganzen Länge nach auf den Boden und begann den Tortencreme mit der Zunge aufzuschlecken. Ein eben eintretender Hausfreund sah dies mit Verwunderung an. „Ei, Rudchen, was machst du denn da?" rief er aus. Rudchen richtete den Kopf auf, wendete dem Störer sein mit gelbem Creme überzogenes Gesicht zu und sprach das ungeheure Wort: „'s schmeckt mir gut in meiner Fr . . . . !" worauf er sein angenehmes Geschäft eifrig fortsetzte. Man verzeihe, daß ich Rudchens höchst salonwidrigem Ausdruck keinen mildernden Schleier überhänge. Wir haben es hier mit einem lange Zeit in Weimar kursierenden geflügelten Worte zu thun, und einem solchen darf man den historischen Wert durch drehen und deuteln nicht rauben. — Rudchen wuchs heran und leistete während seiner Laufbahn beträchtlich weniger in der geistigen als in der vegetativen Sphäre seines Daseins. Er wurde ein großer, wohlgenährter Mann,

brachte es aber auf der Stufenleiter der bürgerlichen Stellung, obgleich er aus einer angesehenen Familie stammte, nicht weiter als bis zum Sekretär einer höheren Behörde. Als solcher hatte er einen Gehalt, der seiner Neigung zum Wohlleben durchaus nicht entsprach. Sein hübsches Privatvermögen nahm von Jahr zu Jahr ab, und der Zeitpunkt lag in nicht allzugroßer Ferne, an welchem er lediglich auf seine Besoldung angewiesen sein würde. Es ist daher begreiflich, daß Rudolfs Unzufriedenheit mit seiner Situation mehr und mehr zunahm, und daß das schon damals vielgesungene Sirenenlied von den jenseits des Ozeans leicht zu erwerbenden Schätzen ihn gefangen nahm. Trotz aller Abmahnungen beschloß er, nach Amerika auszuwandern, trat aus dem Staatsdienste, machte die immerhin noch ziemlich beträchtlichen Reste seines Vermögens flüssig, und rüstete sich in sehr umfänglicher Weise zur Übersiedelung nach dem gelobten Lande aus. Zu dieser Zeit besuchte ihn ein Freund, welchem er seine Reiseausstattung zeigte. „Und was willst du denn mit dieser Vogelflinte machen? Du kannst ja gar nicht schießen.“ — „Siehst du, lieber Junge,“ erwiderte Rudchen, die Flinte zur Hand nehmend, „das Ding kann ich drüben vortrefflich brauchen. Es giebt dort so ungeheuer viele Truthühner, daß, wenn so eine Schar geflogen kömmt, man nur aufs Geratewohl darunter zu schießen braucht, und einer wenigstens stürzt, und so fett sind dort die Truthühner, daß sie sofort platzen, wenn sie zur Erde fallen.“ — Leider hat Rudchen „drüben“ keinen einzigen Truthahn zum Platzen gebracht. Er errichtete einen Tabakshandel in Nashville, verstand das Geschäft nicht, verarmte und wanderte zuletzt als Pedlar mit Kurzwaren nach dem Westen, wo er spurlos verschwunden ist.

Noch von einem anderen Subalternbeamten fallen mir hier einige Charakterzüge ein, von denen der eine zeigt, wie

weit es ein Schreiber von Profession in der gedankenlos-mechanischen Verrichtung seines Geschäftes bringen kann. Die Rede ist vom Kriminalgerichtsregistrator B. Man sagte diesem fleißigen und braven Manne nach, daß er beim Kopieren der ihm vorgelegten Schriftstücke nie auch nur die entfernteste Ahnung von dem, was er schrieb, habe. Zwei als Referendare dem Kriminalgerichte zugewiesene junge Juristen, welche die Universität erst vor kurzem verlassen hatten und noch viel Geschmack für einen studentischen Jux hatten, beschlossen, jene Eigentümlichkeit des Registrators auf die Probe zu stellen. In der gewöhnlichen Konzeptform schrieben sie eine Vorladung an B. folgenden Inhalts: Nachdem höchsten Orts beschlossen worden ist, den Kriminalgerichtsregistrator B. wegen erwiesenen Hochverrats zur schleunigen Hinrichtung durch den Strang zu verurteilen, wird besagter B. hierdurch geladen, morgen Vormittag 9 Uhr vor dem unterzeichneten Gerichte zu erscheinen und des sofortigen Vollzugs jener höchsten Resolution gewärtig zu sein. Dieses Konzept wurde unter die für den Registrator zur Abschrift bereit gelegten Aktenstücke geschoben. Und siehe da! der gute B. schrieb die an ihn gerichtete, sein Todesurteil enthaltende Vorladung mit den gewohnten Eingangsschnörkeln und hochstelzigen Schriftzügen ab, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Selbstverständlich wurde der betreffende Bogen heimlich wieder entfernt, bevor er zur Unterzeichnung an den Gerichtschef gelangte, sonst würden die beiden Übelthäter das Vergnügen, welches sie reichlich genossen, wohl ebenso reichlich haben büßen müssen, denn der Chef, Kriminalrat Schwabe, hielt strenge Disciplin und war ein Feind jeder Ordnungswidrigkeit. Aus diesem Grunde war er auch sehr ungehalten über den eben genannten B., als dieser bei einer zu den Akten geschriebenen Registratur sich verschrieben und den Fehler durch

Ausradieren zu entfernen gesucht hatte. „In den Akten darf nichts radiert werden, das sollten Sie als alter Registrator doch nun endlich wissen! Wenn Sie etwas aus den Akten entfernen wollen, so streichen Sie es aus! Radieren Sie aber wieder, so setzt es eine Ordnungsstrafe.“ Der so angelassene B. nahm die Rüge hin mit dem Vorsatze, sich zu bessern. Kurz darauf passierte ihm das Unglück, daß aus der frisch eingetauchten Feder ein Klex auf das abzuschreibende Aktenstück fiel. Schon griff er nach dem Radiermesser, aber zur rechten Zeit noch besann er sich eines Besseren, nahm die Feder wieder auf und — strich den Klex aus.

Der Registrator B. war aber keine bloße Schreiberseele. Er strebte auch Höherem zu. Mit großem Eifer war er darauf bedacht, Visitenkarten zu sammeln, von denen er eine beträchtliche Menge, alphabetisch geordnet und in Schubfächern verteilt, zusammengebracht. Dieser Sport hatte übrigens zu jener Zeit mehr Interesse als heutzutage, weil es damals noch vielfach gebräuchlich war, seinen Namen nicht lithographiert, sondern eigenhändig geschrieben auf die Karte zu setzen. Eine solche Sammlung konnte demnach wenigstens teilweise als Autographensammlung gelten. Ein loser Freund ließ auf irgend einem Umwege eine Visitenkarte an B. gelangen, welche dieser als die Perle seiner Sammlung schätzte. Es war eine Karte von ungewöhnlich großem Formate, mit Goldverzierungen, auf welche ein Name und einige Zeilen in angeblich arabischer Schrift geschrieben waren. Auf der Rückseite stand folgende, von einem fabelhaften Gesandtschaftssekretär beglaubigte Übersetzung: Mahmud II., Großsultan der Türkei, an Herrn Registrator B. mit seinem Gruß und der Bitte, diese Karte seiner berühmten Sammlung einzuverleiben.

Zu den bekanntesten Figuren, die Weimars Mauern

beherbergten, gehörten zwei Italiener, die zwar seit vielen Jahren in Weimar heimisch waren, aber deutsch immer noch in der den Italienern eigenen Weise aussprachen. Zwischen mehreren beisammenstehenden Konsonanten liebten sie es, einen Vokal einzuschmuggeln, und an Wörter, die mit einem Konsonanten schließen, hängten sie gern ein e an. Der eine dieser beiden war der Kaufmann Predari. Er hatte einst durch einen Fall eine Verletzung der Kniescheibe erlitten. Dieses Mißgeschick erzählte er häufig und nannte dabei den verletzten Körperteil seine Kaniescheibe. Von da an ging er unter dem Namen Kaniescheibe. Bei seinem täglichen Besuche einer bekannten Weinstube geriet er mit einem Geheimen Hofrate wegen einer unnützen Bemerkung dieses sehr redseligen Mannes in Streit, den er mit den Worten schloß: „Herr Geheime Hofrat, ich werde Ihnen etwas sagen. Wann Sie gestorben sein werden, werde ich Ihnen einen Garabstein setzen und darauf schreiben: Hier ruht ein Schawätzer!“

Der andere weimarische Italiener, der Regimentstambour Ciofano, vom Volke der dicke Tambour genannt, war eine in Weimar allgemein bekannte, sehr populäre Figur. In der Völkerwanderung, welche durch die Napoleonischen Kriege für unseren Erdteil herbeigeführt wurde, war Ciofano als zwölfjähriger Knabe aus seinem Vaterlande Sicilien nach Weimar verschlagen und als Tambour bei den weimarischen Truppen angeworben worden. Später avancierte er zum Tambourmajor, diente als solcher viele Jahre und war ein Prachtexemplar sondergleichen. Sein ungeheurer Leibesumfang, das vollwangige braune Gesicht, welchem eine kühn vorspringende Nase, ein mächtiger kohlschwarzer Schnurrbart und glühende schwarze Augen ein höchst ausdrucksvolles Ansehen verliehen, seine strammen und trotz der Körperfülle gewandten Bewegungen gaben ein

imposantes Gesamtbild. In seiner höchsten Glorie erschien er, wenn er in seiner reich mit Goldtressen und Majorsepauletten verzierten Uniform bei großen Paraden dem Hautboistencorps voranschritt, eine mächtige Bärenmütze auf dem Haupte und einen großen und schweren, mit Silberknopf und Silberquaste geschmückten Stock in der Hand tragend, den er bald mit höchster Geschwindigkeit und nach allen Richtungen um sich her wirbelte, bald haushoch in die Luft warf und im Weitermarschieren sicher wieder auffing. Mit freudiger Bewunderung begleitete ihn in dichter Schar die weimarische Jugend. Diese Bewunderung aber wurde noch von ganz anderen Leuten geteilt. Es mochte um die Mitte der dreißiger Jahre sein, als dem am weimarischen Hofe zu Besuch anwesenden Großfürsten Michael zu Ehren eine große Parade abgehalten wurde, bei welcher Ciofano wie gewöhnlich glänzte. Nach derselben wurde er nach dem großherzoglichen Lustschloß Belvedere, welches der Großfürst bewohnte, beschieden. Er fand hier sehr gnädigen Empfang, der Großfürst klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Du hast mir gefallen, bist guter Tambourmajor! Wieviel hast du Gehalt?" — „Dreihundert Thaler, Kaiserliche Hoheit!" — „Wie? dreihundert Thaler? Ich werde dir mehr als das Doppelte geben; du sollst mit mir reisen nach Petersburg und sollst Tambourmajor werden bei meinem Garderegiment." — „Halte zu Genade, Kaiserliche Hoheit," erwiderte Ciofano, „ich diene meine gnädigste Großherzoge nun schon beinahe dreißig Jahre und kann mich nicht von Weimar trennen!" — „Du willst nicht?" rief der Großfürst zornig aus, riß die Thür auf, packte den dicken Mann am Halskragen, drehte ihn wie eine Puppe um, und beförderte ihn mit einem gewaltigen Fußtritte die Treppe hinab. Diese war nicht steil, und Ciofano war ja von Natur vortrefflich wattiert, sonst würde er wohl nicht

ohne Schaden am Fuße der Treppe angelangt sein. Er raffte sich auf und wanderte beschleunigten Schrittes, aber doch ein wenig hinkend, die breite, nach Weimar führende Allee hinab.

Dem Großfürsten aber war mittlerweile durch seinen bei dem Vorfalle gegenwärtigen Adjutanten zur Erkenntnis gebracht worden, daß er sich schwer gegen das Gastrecht vergangen, und seinen Schwager, den Großherzog, durch die üble Behandlung des die großherzogliche Uniform tragenden Italieners beleidigt habe. Des Kaisers Majestät würde ohne Zweifel sehr ungehalten sein, wenn derselbe von dem Exzeß Kunde bekäme. Das leuchtete dem Großfürsten mit peinlicher Helligkeit ein, denn vor dem Kaiser Nikolaus hatten seine Brüder, wie die ganze kaiserliche Familie, den allergründlichsten Respekt. Etwas kleinlaut geworden, beauftragte er den Adjutanten, dem so unhöflich behandelten Mann nachzueilen und ihm ein Schmerzensgeld zu überbringen.

Halbwegs nach Weimar wurde Ciofano von dem Adjutanten eingeholt. „Seine Kaiserliche Hoheit bedauern, daß sie in der Erregung über Ihre abschlägige Antwort etwas zu weit gegangen sind, und senden Ihnen hier ein Zeichen ihres höchsten Wohlwollens.“ Bei diesen Worten ergriff der Adjutant Ciofanos Hand und zählte zehn blinkende Dukaten hinein. Ganz erstaunt hielt Ciofano die offene Hand mit den Goldstücken vor sich hin und sagte: „O, vermelde Sie Seiner Kaiserliche Hoheite meine unterthänigste Respekt, und für zehn Dukate könne er mich alle Tage — — — (die Treppe hinunterwerfen oder etwas Ähnliches). Sprach's und steckte seine zehn Dukaten vergnügt und im Gefühl bewahrter Manneswürde ein.

Ebenfalls in Belvedere, aber etwa zehn oder fünfzehn Jahre vor dem eben erzählten Vorfalle, spielte sich eine Scene ab, in welcher weimarische Bürger in ähnlicher Weise,

wie der Großfürst Michael, von einer ängstlichen Beobachtung des Gastrechtes abgingen. Die weimarischen Bürger vor sechzig Jahren waren ein frisches, selbstbewußtes Völkchen — sie meinten, „weimerscher Berger“ zu sein, sei nichts Kleines. Sie machten gern Spaß und ließen sich auch einen Spaß gefallen, nur durfte er nicht zu weit gehen, denn dann konnte der weimarische Bürger ziemlich ausfällig werden. Das erfuhren zu ihrem Schaden eine Schar junger Engländer, welche dem Mounierschen Institut zu Belvedere angehörten.

Zu jener Zeit hatte ein Herr Mounier für junge Engländer, die damals zahlreich nach Weimar kamen, ein pädagogisches Institut errichtet. Man schlug die Vorteile, welche der Konflux der vielen reichen jungen Leute der Stadt zuführte, sehr hoch an, und begünstigte daher das Unternehmen Mouniers in aller Weise. Besonders war dies von seiten des Hofes der Fall. Das ging soweit, daß man Herrn Mounier das großherzogliche Lustschloß zu Belvedere zur Unterbringung seiner englischen Zöglinge einräumte. Die jungen Lords und Gentlemen waren meistenteils nicht gerade die besten Brüder, und es verging kaum eine Woche, in der nicht ein neuer loser oder auch toller Streich die Ruhe von Ilm-Athen unterbrach.

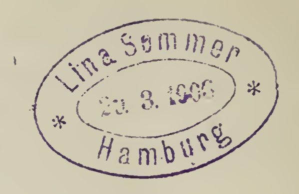
An einem hellen, frischen Wintersonntag unternahm eine Anzahl weimarischer Bürger eine fröhliche Schlittenfahrt nach Belvedere. In dem einige hundert Schritte vom Schlosse entfernten Gasthause kehrten sie ein, und thaten sich im warmen Zimmer bei Kaffee und Punsch gütlich. Die Kutscher thaten an ihrem Orte ein Gleiches. Die abgespannten Schlitten, deren etwa zwanzig waren, standen aufgereiht auf der Straße vor dem hinteren Einfahrtsthore. Da trat einer der Kutscher in das Herrenzimmer und meldete, die Engländer seien eben dabei, die leeren Schlitten auf der Chaussee nach Weimar hinabzufahren. Flugs bewaffneten

sich die Bürger mit ihren Fahrpeitschen und stürmten hinaus. Sie sahen, wie ihre Schlitten von den scherzhaften Gentlemen schon ziemlich weit die Anhöhe hinabgezogen waren. Aber in kurzer Zeit hatte Weimar Altengland eingeholt, und in eindringlicher Weise wurden die jungen Herren bedeutet, die Schlitten wieder dahin zurückzubringen, von wo sie dieselben entführt hatten. Kein Weigern half — wo es nötig schien, überredeten die kräftig geschwungenen Peitschen, und so mußten die Herren Engländer mit schwerer Mühe die Schlitten wieder bergauf schleppen, die sie mit so großem Vergnügen und ohne Beschwerde bergab befördert hatten.



Wir stehen hier am Schlusse unserer harmlosen Geschichten. Als ich sie niederschrieb, aus dem Born der Erinnerung schöpfend, schien dieser mir unerschöpflich zu sein, unter der Feder quoll mir immer neuer Stoff zu. Doch Maß zu halten ist gut, lehrt uns schon der alte Weise, und so befolge ich, was Palämon seinen Knaben zuruft: Claudite jam rivos, sat prata biberunt.

In der Zeiten dunklem Schoße liegt der Erfolg, welchen mein Freund und Verleger mit diesem Büchlein haben mag. Vielleicht tritt er eines Tages zu mir und sagt: „Lieber Freund, glänzende Geschäfte habe ich mit deinen Harmlosen Geschichten nicht gemacht, immerhin habe ich den Mut gewonnen, es mit einem zweiten Bande zu versuchen.“



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

